

Ernst Michael Lange

Wittgensteins Revolution

Das Problem der Philosophie und seine Auflösung

... die Philosophie, das sind die Probleme der Philosophie, d.h. die bestimmten individuellen Beunruhigungen, die wir 'philosophische Probleme' nennen. Das ihnen *Gemeinsame* reicht soweit wie das Gemeinsame zwischen verschiedenen Gebieten unserer Sprache. PG X 141 a

Wenn man philosophische Probleme nicht LÖSEN will, a – a warum gibt man es nicht auf, sich mit ihnen zu beschäftigen. Denn sie lösen heißt seinen Standpunkt, die alte Denkweise zu ändern. Und willst du das nicht, dann solltest du die Probleme für unslösbar halten.

LS II 112 g/ 113 a

Vorwort

Die Absicht des folgenden Essays ist revisionär. Ich möchte das Bild, das eine umfängliche akademische Interpretation von Ludwig Wittgenstein gezeichnet hat, zu revidieren vorschlagen. Wittgenstein hat zunächst und vor allem im Kontext der so genannten und lange sich so nennenden Analytischen Philosophie gewirkt und dort auch seine Interpretation(en) gefunden. Er war aber, österreichischer Herkunft und (zuletzt) britischer Staatsbürgerschaft, ein europäischer Philosoph deutscher Sprache. Das schon hätte veranlassen können, ihn in den Kontext der *europäischen* Philosophie zu versetzen, nicht nur in den einer bestimmten methodischen Tradition der modernen Philosophie, die angelsächsischen Ursprungs ist, wenn sie auch internationale Wirksamkeit entfaltet hat. Die Revision der Einordnung und Einschätzung möchte ich erreichen, indem ich zeige, wie Wittgensteins Probleme und die Lösungen, die er für sie gefunden hat, einen solchen Bezug auf die große europäische Philosophie Tradition nicht nur erlauben, sondern für das als angemessen vorgeschlagene Verständnis von sich her haben.

Die Orientierung an Wittgensteins sachlichen Problemen verbietet eine Interpretationsstrategie, die der ganz überwiegende Teil der Literatur, der nicht nur Einzel- und Spezialprobleme behandelt hat, sich zu eigen gemacht hat: Wittgensteins überaus faszinierender intellektueller Biographie (in ihrer Verwicklung mit einem auch philosophisch expressiven Leben) zu folgen und die beiden Brennpunkte seiner literarischen Produktion – *Logisch-Philosophische Abhandlung* (LPA) und *Philosophische Untersuchungen* (PU) – und die Entwicklung vom einen zum andern zum Leitfaden der Auslegung zu machen. Mein Beitrag zu diesem Typ des Versuchs eines begründeten Verständnisses liegen in meinen beiden Studienkommentaren zu diesen Texten vor. Die Orientierung an den sachlichen Problemen, die diese Entwicklung in Gang gebracht und gehalten haben, muss dagegen Wittgensteins Entwicklung als eine einheitliche in den Blick nehmen. Ihre vorläufige Rechtfertigung kann darin gesehen werden, dass schon die erste ausführliche Kommentierung der LPA durch Max Black von diesem wahrhaft durchgestalteten und geschlossenen Text den zutreffenden Eindruck erhielt, es handele sich bei ihm um eine willkürliche Stillstellung teilweise noch unabgeschlossener Gedanken zu Zwecken ihrer literarischen Darstellung. Und der Wiedereinsatz Wittgensteins mit philosophischer Arbeit 1929 bestätigt diesen Eindruck, weil er ganz ungebrochen spezifische Probleme im Zusammenhang der Theorie des Elementarsatzes und ihrer unzureichenden Lösung in der LPA zum Ausgangsthema macht.

Die sachlichen Probleme der Philosophie Wittgensteins lassen sich nach meiner Einsicht unter

vier Titel fassen: Darstellung; Subjekt; Welt; Philosophie.

Mit dem folgenden Text werde ich teilweise wortbrüchig. Im Vorwort zu meiner Kommentierung der PU habe ich die Absicht bekundet, keinen bloß interpretierenden Text mehr verfassen zu wollen. Der folgende Text ist nicht nur interpretierend, insofern liegt nur ein teilweiser Wortbruch vor; aber natürlich präsentiert er zu den Problemkreisen unter den angegebenen Titeln auch Texte Wittgensteins in der Absicht, begründete Vorschläge zum besseren Verständnis vorzulegen. Seine Hoffnung dabei ist, ein Korrektiv in eine Situation zu setzen, die Hans Sluga in einem Lexikon-Artikel über Wittgenstein zutreffend so beschrieben hat:

„Because of their wide-ranging character, their unusual perspective on things, and their often intriguing style, Wittgenstein's writings have proved to appeal to both professional philosophers and those interested in philosophy in a more general way. The writings as well as his unusual life and personality have already produced a large body of interpretive literature. But given his uncompromising stand, it is questionable whether his thought will ever be fully integrated into academic philosophy. It is more likely that, like Pascal and Nietzsche, he will remain an uneasy presence in philosophy.“¹

Heute ist Wittgensteins Präsenz in der Philosophie außerhalb der Wittgenstein-Forschung wohl nicht mehr immerhin unbequem, sondern einfach schwindend bis nicht mehr vorhanden. Das aber ist für einen Philosophen, der allenfalls stilistisch mit Pascal und Nietzsche gruppiert werden kann, sachlich aber nach meiner Einsicht in die Kategorie der Großen, also Platons und Aristoteles, Thomas von Aquins, Descartes und Kants gehört, einfach unangemessen und bedürfte dringend der Korrektur. Dazu hoffe ich im Folgenden noch einen bescheidenen Beitrag zu leisten.

Einleitung: Das Problem und die 'Probleme' der Philosophie

Im *Tagebuch* 1914, einem der drei erhaltenen Tagebücher, aus denen Wittgenstein sein berühmtes Buch *Logisch-Philosophische Abhandlung* (LPA) komponiert und 1918 fertiggestellt hat, findet sich die sich selbst ermahrende Notiz: „Nur sich nicht in Teilfragen verstricken, sondern immer dort hinaus flüchten, wo man freien Überblick über das ganze *eine* große Problem , ...“ (1. 11. 1914 o²). In einem wichtigen erläuternden Brief zur LPA an Bertrand Russell sagt

1 The Cambridge Dictionary of Philosophy, 1995, 855.

2 Ich verfare im ganzen Text so, dass ich die typographischen Absätze in Wittgensteins Bemerkungen oder anderen Einheiten (Abschnitten; wo es keine gibt: Seiten) seines Textes mit Buchstabenummerierung nachweise. Für die zuerst veröffentlichten Werke verwende ich die *Werkausgabe* in 8 Bänden (suhrkamp). Das *Big Typescript* weise ich in der Originalpaginierung nach, die in WA XI am rechten Rand des Textes erscheint, aber in den meisten Teilabdrucken (besonders des Philosophie-Kapitels) auch angeführt ist.

Wittgenstein auch ausdrücklich, worin er das eine große Problem der Philosophie sah:

„Die Hauptsache ist die Theorie über das, was durch Sätze – d.h. durch die Sprache – gesagt (und, was auf dasselbe hinausläuft, *gedacht*) und was nicht durch Sätze ausgedrückt, sondern nur gezeigt werden kann. Dies ist, glaube ich, das Hauptproblem der Philosophie.“ (19. 8. 1919 a)

Neben dem einen großen Problem der Philosophie gibt es für Wittgenstein also in zweierlei Hinsicht Probleme der Philosophie auch im Plural. Einmal, insofern das eine große Problem nur das Hauptproblem ist und dies weitere (Neben-)Probleme nach sich zieht: das Problem der Sprache und dessen, was in ihr gesagt werden kann im Unterschied zu dem, was nur gezeigt werden kann oder sich zeigt; das Problem der Welt und der Wirklichkeit als das Problem dessen, worüber etwas gesagt werden kann; das Problem des Sprechers/der Sprecher der Sprache (bzw. der der Denker von Gedanken). Nach der Lösung des Hauptproblems und der ihm zugeordneten (Neben-)Probleme gibt es für Wittgenstein auch noch 'Probleme' der Philosophie im Plural in einer zweiten Hinsicht:

„Denn die Philosophie, das sind die philosophischen Probleme, d.h. Die bestimmten individuellen Beunruhigungen, die wir 'philosophische Probleme' nennen. Das ihnen Gemeinsame reicht so weit wie das Gemeinsame zwischen verschiedenen Gebieten unserer Sprache.“ (PG X 141 a)

Die pluralen Probleme im zweiten Sinn sind aber Probleme nur in distanzierenden Anführungszeichen. Denn genau besehen sind es Missverständnisse der Logik unserer Sprache und gehen auf Versuchungen zurück, die normale Ausdrucksweise, die nur eine Konvention ist, anzugreifen, als sei es eine Behauptung von etwas, das Tatsachen entsprechen müsste, um richtig (wahr) sein zu können.

„Alle Schwierigkeit der Philosophie kann nur auf Missverständnissen beruhen. Eine Entdeckung ist nie nötig, kann nie nötig sein sie aufzulösen. *Es* ist ein Missverständnis und kann nur als solches aufgelöst werden. *D.h.* ohne Gewalt. Denn die Türe geht auf und es ist alles an ihr in Ordnung. Du musst nur das Schloss verstehen und in der *richtigen* Weise bewegen.“ (*Wiener Ausgabe*, Bd. 3, 176 g = WA III 176 g)

Bei der Auflösung der 'Probleme', die Missverständnisse sind, können komplizierte Argumentationen erforderlich werden, weil sie nicht einfach durch Hinstellen dessen, was richtig ist (wie es richtig zu verstehen ist), aufgelöst werden können. Das macht die Darstellung der Philosophie oft kompliziert und unübersichtlich, obwohl es sich der Sache nach immer um die Anwendung sehr weniger, einfacher Grundsätze handelt, von denen der wichtigste der der Unterscheidung zwischen Sinn und Wahrheit, a priori und a posteriori, ist (damit etwas wahr oder falsch sein kann, muss es schon Sinn haben, verständlich sein):

„Wie kommt es, dass die Philosophie ein so komplizierter Aufbau/Bau/ ist. Sie sollte doch gänzlich/ganz/ einfach sein, wenn sie jenes Letzte von aller Erfahrung Unabhängige ist, wofür Du sie ausgibst. – Die Philosophie löst Knoten auf, die wir in unser Denken gemacht haben; /löst Knoten in unserem Denken auf;/ daher muss ihr Resultat einfach, ihre Tätigkeit aber so kompliziert sein wie die Knoten, die sie auflöst.“ (WA V, 176 c ; vgl. PB I 2; Z 452)

„Es handelt sich in der Philosophie immer um die Anwendung einer Reihe äußerst/sehr/ einfacher Grundsätze, die jedes Kind weiß und die – enorme – Schwierigkeit ist nur, sie in der Verwirrung, die unsere Sprache schafft, anzuwenden. Es handelt sich nie um die neuesten Ergebnisse der Experimente mit exotischen Fischen oder der Mathematik. Die Schwierigkeit aber, die einfachen Grundsätze anzuwenden, macht einen an diesen Grundsätzen selbst irre.“ (WA II, 108 e)

„Man kann den common-sense gegen die Angriffe von Philosophen nur verteidigen, indem man ihre Probleme löst, d.h., sie von der Versuchung heilt, den common-sense anzugreifen, und nicht, indem man die common-sense-Ansichten wiederholt. Ein Philosoph ist nicht jemand, der nicht bei Sinnen ist, er ist nicht jemand, der nicht sieht, was jedermann sieht. Noch ist seine Uneinigkeit die des Naturwissenschaftlers, der mit den groben Ansichten des Mannes in der Straße nicht übereinstimmt. Das heißt, sein Widerspruch gründet sich nicht auf eine scharfsinnigere Kenntnis der Tatsachen. Wir müssen uns deshalb nach dem Ursprung seiner Verwirrung umsehen. Und wir finden, dass Verwirrung und geistige Unbehaglichkeit nicht nur dann entstehen, wenn unsere Neugier für bestimmte Tatsachen nicht befriedigt wird und wenn wir kein Naturgesetz finden können, das all unserer Erfahrung entspricht, sondern auch dann, wenn eine Bezeichnungweise uns nicht zufriedenstellt – vielleicht wegen verschiedener Assoziationen, die sie hervorruft. Unsere gewöhnliche Sprache, die von allen möglichen Bezeichnungssystemen dasjenige ist, das unser ganzes Leben durchdringt, hält unseren Geist gleichsam starr in einer Position, und in dieser Position fühlt er sich manchmal eingeengt und hat das Bedürfnis nach anderen Positionen. So wünschen wir uns manchmal ein Bezeichnungssystem, das einen Unterschied stärker hervorhebt, als es die gewöhnliche Sprache tut, oder wir wünschen uns eines, das in einem bestimmten Fall Ausdrucksformen gebraucht, die mehr Ähnlichkeit miteinander haben als die, die unsere gewöhnliche Sprache gebraucht. Unser geistiger Krampf wird gelöst, wenn Bezeichnungssysteme gezeigt werden, die diese Bedürfnisse erfüllen.“ (BIB 95 a)

Für die pluralen 'Probleme', die Missverständnisse und geistige Krämpfe sind, gilt in erster Linie Wittgensteins Angabe der allgemeinen Form eines philosophischen Problems „Ich kenne mich nicht aus.“ (PU Abschnitt 123; WA IV 125 b; 209 a) Auf sie treffen auch die vielen deflatorischen Bemerkungen Wittgensteins zur Philosophie zu. Dass es sich bei ihnen um 'individuelle Beunruhigungen' handelt, hat z.B. die zwingende Konsequenz: „Die Arbeit an der Philosophie ist ... eigentlich mehr die ... Arbeit an Einem selbst. An der eigenen Auffassung. Daran, wie man die Dinge sieht. (Und was man von ihnen verlangt).“ (WA IV 124 j = BT 407 a) Und seine Methode der Sinnklärung, von der er durchdringend gesagt hat, sie bestehe im Wesentlichen im Übergang von der Frage nach der *Wahrheit* zur Frage nach dem *Sinn* (WA I, 177 a), hat zwingend zu Folge,

dass die Philosophie nur „auf das aufmerksam machen kann, was jeder weiß, d.h. *sofort* als wahr zugibt. – (Das Sokratische Erinnern an die Wahrheit)“. (WA III 236 g) So ist die Widerlegung der Metaphysik des 'Alles fließt' bei Heraklit tatsächlich ganz einfach: „Der Mann, der sagte, man könne nicht zweimal in den gleichen Fluss steigen, sagte etwas Falsches; man *kann* zweimal in den gleichen Fluss steigen.“ (BT 412 a) Denn das Identitätskriterium für einen *Fluss* ist nicht das für eine bestimmte *Wassermenge* mit definierter Anzahl von Molekülen, sondern die Kontinuität seines Verlaufs von der Quelle bis zur Mündung (man kann zu verschiedenen Zeiten in Dresden und in Hamburg in die *Elbe*, denselben Fluss, steigen).

Wittgenstein hat im wesentlichen seine eigenen individuellen Beunruhigungen aufgelöst. Aber in dem *einen* großen, dem Hauptproblem der Philosophie hatte er sich etwas zu seiner eigenen Beunruhigung gemacht, was von großer Relevanz für die Philosophie überhaupt ist – die Lösung, die er für dieses Problem gefunden hat – das Problem, das er auch als das der 'Verbindung von Sprache(Denken) und Wirklichkeit' oder als das der 'Grenze der Sprache (oder auch: der Welt)' bezeichnet hat – führt zu einer Auflösung der die Philosophie seit Alters her beirrenden Kontroverse zwischen Realismus und Idealismus. Es ist die Stellung und die Auflösung dieses Problems, das der folgende Essay zentral zum Thema macht.

Darstellung

I.

Die neuzeitliche Philosophie beginnt nach einer ihrer Selbsterzählungen mit René Descartes *Meditationes de prima philosophia*. Jedenfalls hat dieser Text den Rahmen für eine ihrer Traditionen gesetzt und ihre Problematik eröffnet. Die Leitfrage, die diese Tradition in der theoretischen Philosophie zur Erkenntnistheorie hat werden lassen, war die nach dem sicheren, gewissen Wissen. Da Descartes meinte, den Skeptizismus bezüglich der Außenwelt ernst nehmen zu müssen, wandelte sich ihm die Leitfrage zunächst zu der nach einem gewissen subjektiven Fundament des Wissens. Der radikale skeptische Zweifel an allem anscheinend Wahrgenommenen ließ ihn dieses Fundament im Selbstbewusstsein des Denkens finden, weil der Denker die Tatsache seines Denkens nicht konsistent bezweifeln kann: Cogito (ergo) sum. Mit dieser Wendung waren zwei andere Entscheidungen gefallen – die subjektive Wendung von der Ontologie oder Metaphysik hin zur Erkenntnistheorie und die zum Erkenntnissubjekt und seiner kognitiven Verfassung als ihrem ersten Thema. Und der radikale Zweifel, der der Sache nach auch die materiellen (Sprach-)Zeichen als Verkörperungen des Denkens betreffen musste, ließ die

Philosophie in der subjektiven Wendung zur Erkenntnistheorie und zum Subjekt unvermeidlich zu einer Philosophie des Bewusstseins und seiner Vorstellungen werden. 'Vorstellung' (idée, idea) war der unerklärte operative Grundbegriff der neuzeitlichen Bewusstseinsphilosophie.

Dieser Tradition hat Ludwig Wittgenstein ein Ende gesetzt mit der von ihm nach dem Vorgang der Erneuerung der Logik bei Frege inaugurierten Wendung zur Sprache (linguistic turn). Frege war noch der Meinung, die Logik habe es mit Gedanken und Gedankengefügen zu tun, Wittgenstein entwickelte daraus in der Kritik an Frege und seinem ersten englisch-sprachigen Rezipienten, Russell, die Auffassung, die Logik habe es wesentlich mit Sätzen als den Elementen der Sprache zu tun, ja sogar mit einer grundlegenden Satzform als der 'einzigen logischen Konstante'.

Vorgearbeitet hat Wittgenstein dabei ein Philosoph der bewusstseinstheoretischen Tradition, von dem er vor jeder akademischen und professionellen Beschäftigung mit Philosophie tiefgreifend beeinflusst worden war – Schopenhauer. Der hatte nämlich beansprucht, in seiner Philosophie der *Welt als (Wille und) Vorstellung* weder vom Subjekt auszugehen, wie Descartes, noch vom Objekt, wie materialistische und empiristische Philosophien, sondern von der Vorstellung. (WWV I, § 7) In diese Auffassung konnte Wittgenstein seine kritisch entwickelte Logik- und Sprachauffassung einzeichnen, indem er 'Vorstellung' als Grundbegriff der Sache nach durch 'Darstellung' ersetzte und als fundamentale, weil universelle und universale Darstellungsform die sprachliche in Sätzen einsah. Die Fruchtbarkeit dieser Wendung zur Sprache, für die das sachlich-methodologische Argument ist, dass die Philosophie reflexive begriffliche Analyse ist und uns Begriffe nur in der Sprache objektiv zugänglich sind, kann daraus ersehen werden, dass Wittgenstein u.a. ein die Philosophie beinahe seit ihren Anfängen beirrendes Problem aufgelöst hat – das Problem von Idealismus und Realismus. Bei dieser Anstrengung war er von dem Bestreben geleitet, seine beide grundlegenden philosophischen Einflüsse miteinander vereinbar machen zu können. Denn sowohl Schopenhauer als auch Frege waren kantianische Philosophen, aber der erste war Idealist, der zweite Realist. Die Leistung der Auflösung der Kontroverse zwischen Idealismus und Realismus bezeichnet seine in der akademischen Philosophie noch weithin unverstandene epochale Bedeutung. Ich werde sie im dritten großen Abschnitt des folgenden Textes unter dem Titel *Welt* darstellen.

Im folgenden ersten großen Abschnitt des Essays stelle ich Wittgensteins Auffassung zum Problemkreis Darstellung in ihrer Entwicklung dar und orientiere mich dabei an drei Schlüsselbegriffen bei Wittgenstein – Bild, Gebrauch und Einstellung, so dass die Leitfrage der

folgenden Darstellung die nach unserem Gebrauch von und unsere Einstellung zu Bildern ist. 'Bild' ist Schlüsselbegriff der frühen Phase bei Wittgenstein in den *Tagebüchern* 1914-18 (Tb) und im ersten Hauptwerk LPA, 'Gebrauch' der der Phase ab ca. 1932 und im zweiten Hauptwerk PU. Der dritte tragende Ausdruck 'Einstellung' ein Schlüsselbegriff in Wittgensteins Philosophie der Psychologie. Der Leitfrage nimmt damit indirekt Wittgensteins Entwicklung in den Blick und zwar aus der Perspektive der zweiten Phase mit dem Akzent auf 'Gebrauch' und 'Einstellung' und der mit diesen Ausdrücken verknüpften Selbstkritik Wittgensteins an seiner frühen Bildtheorie des Gedankens und seines wesentlichen Ausdrucks im Satz. Die Leitfrage bezieht sich sachlich auf in alltäglichen Situationen oft gestellte Fragen: „Was stellt das dar? Was soll das darstellen?“ Diese Fragen beruhen auf dem Faktum einer tief liegenden Einstellung zu Bildern (Darstellungen), die in Wittgensteins zweiter Philosophie expliziert wird. Sie erlaubt, wenn sie in den Kontext verwandter Fragen eingebettet wird, die Ausführungen zu Wittgenstein, mit denen ich anfangen und mich überwiegend beschäftigen werde, mit ganz einem kurzen Ausblick auf die Rolle von Bildern in unserer geistigen Ökologie abzuschließen.

II.

Wittgenstein ist von der Philosophie der Logik ausgegangen und hat zu seiner ersten Philosophie durch die Kritik an den Logik-Konzeptionen von Frege und Russell gefunden. Es ging ihm dabei zunächst um einen verbesserten Begriff der Logik selbst.³

Dabei war Wittgenstein über die Materie der Logik mit Frege und Russell einer Meinung. Die Logik ist eine formale Theorie der Folgerungsbeziehung zwischen Sätzen. Sie besteht aus Aussagen- und Prädikatenlogik. Die Aussagenlogik ist die Theorie über die Satzverknüpfungen 'nicht', 'und', 'oder' und 'wenn..., dann...' und die mit ihnen ausgeführten bzw. auf ihnen beruhenden Schlüsse. Die Prädikaten- oder Quantorenlogik ist die Theorie zusätzlich über All-Quantor ('alle') und Existenzquantor ('es gibt ein') und die auf diesen beruhenden Schlüsse.

Umstritten waren zwischen Frege und Russell einerseits, Wittgenstein andererseits drei Grundfragen in der Philosophie der Logik. Die umstrittene allgemeine Frage war: Was ist Logik?. Sie spezifizierte sich in die beiden weiteren Fragen: Was sind und welche Rolle spielen die Sätze der Logik? Und: Was sind und welche Rolle spielen Schlussregeln? Frege und Russell meinten, die Logik sei eine *Wissenschaft* und zwar die allgemeinste: „... nur das Allgeimeste, was für alle Gebiete des Denkens Geltung hat, anzugeben, weisen wir der Logik als Aufgabe zu. ... die Logik

³ Hier und im folgenden bin ich zu logischen Themen abhängig von Gordon P. Baker: *Frege, Wittgenstein & the Vienna Circle*, Oxford (Blackwell) 1988.

ist die Wissenschaft der allgemeinsten Gesetze des Wahrseins.' (Logik, 1897, NS 139) In dieser Bestimmung des Wesens und der Aufgabe der Logik durch Frege steckt über die zweite Frage nach den Sätzen der Logik die Auskunft: Sie sind allgemeine Sätze, *Gesetze*, also Verallgemeinerungen von Sätzen. Von diesen Sätzen werden Schlussregeln bei Frege und Russell nicht klar unterschieden. Das hat die sachliche Grundlage, dass jedem Satz der Logik eine Schlussregel korrespondiert. Schlussregeln werden von ihnen einfach als weitere Gesetze in der Gesetzeswissenschaft Logik aufgefasst und darin als technische Normen, die man befolgen muss, um das Ziel der Wahrheit zu erreichen.

Wittgenstein beantwortet die drei umstrittenen Fragen diametral entgegengesetzt. Die Logik ist *keine Gesetzeswissenschaft* und hat es in erster Linie nicht mit Wahrheit zu tun, sondern mit Sinn oder Verständlichkeit. Sie ist Bedingung des Sinns für alles, was verstanden werden soll. Ihre Normen sind nicht technische, die zur Erreichung eines ihnen externen Ziels, der Wahrheit, befolgt werden müssen; Wahrheit hängt von der Einhaltung der logischen Regeln nicht so ab wie Gesundheit von der Einhaltung von Diätregeln. Die logischen Regeln sind vielmehr nicht technische, sondern konstitutive Normen, ohne deren Einhaltung es keine Verständlichkeit gibt. Wenn die Logik als formale Disziplin als Wissenschaft aufzufassen ist, dann als eine wesentlich von allen anderen Wissenschaften verschiedene, und nicht nur als die allgemeinste graduell unterschieden. Das bedingte Wittgensteins methodologischen Grundsatz: „Die richtige Erklärung der logischen Sätze muss ihnen eine einzigartige Stellung unter allen Sätzen geben.“ (6.112) Die Sätze der Logik, zur zweiten Frage, sind überhaupt nicht Gesetze, weil gar keine sinnvollen Sätze, sondern Tautologien, d.h. sinnlose, aber nicht unsinnige Sätze (vgl. LPA 4.461-1). Darin steckt eine Absage an die Notwendigkeit einer Axiomatisierung der Logik durch Auszeichnung von Grundgesetzen, von denen alle anderen logischen Sätze abzuleiten seien. Für Wittgenstein ist die Tautologie 'Es regnet oder es regnet nicht' ebenso ein logischer Satz, eine Tautologie, wie das allgemeine Schema ' $p \rightarrow q \cdot p \rightarrow \cdot q$ ', auf dem die Schlussregel des Modus Ponens beruht. Und Schlussregeln, zur dritten Frage, sind nicht weitere Gesetze des Denkens in der Gesetzeswissenschaft Logik, sondern in einer richtigen logischen Notation überflüssig oder ansonsten nur technische Behelfe zum durchsichtig Machen von Schlüssen.

Die zentrale Stellung in den zu Frege und Russell entgegengesetzten Antworten Wittgensteins auf die Grundfragen der Philosophie der Logik nimmt die Auffassung der Sätze der Logik als Tautologien, als sinnlosen Sätzen ein. Wenn sie die von Wittgenstein vertretene ausgezeichnete Sonderstellung als Bedingungen des Sinns einnehmen, dann verlangt ihr verständlich Werden als Kontrast ein verständlich Machen der sinnvollen Sätze. Daher ist Wittgenstein ziemlich früh in

seiner Selbstverständigung zu der Überzeugung gelangt, seine „ganze Aufgabe“ sei es, „das Wesen des Satzes zu erklären.“ (Tb 22.1.15) In dieser Phase soll er das Buch, zu dem er seine Tb-Notizen von Anfang an als Vorarbeiten auffasste, mit dem Titel 'Der Satz' haben versehen wollen. Zum verständlich Machen des Satzes hat ihm der Vergleich des Satzes mit einem Bild geholfen, denn die zitierte Notiz fährt fort: „Das heißt, das Wesen aller Tatsachen anzugeben, deren Bild der Satz ist. Das Wesen alles Seins angeben.“ Es ist bekannt, dass er zu diesem Vergleich von Satz und Bild angeregt wurde durch die Darstellung eines Verkehrsunfalls durch ein Modell in einer Pariser Gerichtsverhandlung (Tb 29.9.14)

Da es mir nicht um die Nachzeichnung der Genese der Bildtheorie geht, nehme ich diese gleich aus der Perspektive der LPA in den Blick. Warum ist der Schlüssel für eine korrekte Philosophie der Logik oder „logische Auffassung“ (4.1213) die Erklärung des Wesens des Satzes? Weil die Logik als Theorie der Folgerungsbeziehung Theorie der logischen Konstanten ist und die korrekte logische Auffassung auf die Einsicht verpflichtet, dass es in einem wesentlichen Sinn keine logischen Konstanten im Sinne Frege und Russells gibt (5.4) oder vielmehr, dass der Satz die einzige logische Konstante ist (5.47). Dass es keine logischen Konstanten in Freges und Russells Sinn gibt, wird auf zweierlei Weise deutlich gemacht, eine negative und eine positive. Die negative besteht in der Demonstration mit Hilfe der WF- oder Wahrheitstafel-Methode, die in der üblich gelehrten Aussagenlogik als Entscheidungsverfahren fungiert, von Wittgenstein aber so nicht in Anspruch genommen wird. So hat z.B. die materiale Implikation ' $p \rightarrow q$ ' drei Wahrheitsmöglichkeiten und nur eine Möglichkeit der Falschheit: die, wenn p wahr und q falsch ist. Die Wahrheitstafel-Kolumne für die Satzverknüpfung ist so selbst ein Satzzeichen für die materiale Implikation: (WWFW) (p,q) und in diesem Satzzeichen tauchen Ausdrücke für die angebliche logische Konstante 'wenn..., dann...' (oder ' \rightarrow ') gar nicht auf. (vgl. 4.442) Die Wahrheit der Implikation bedeutet tatsächlich nur: Entweder sind p und q beide wahr oder beide falsch, oder p ist falsch und q ist wahr. Die positive Begründung für die Falschheit der Konstanten-Auffassung der Satzverknüpfungen ist: Im einfachsten Satz sind bereits alle logischen Konstanten im Sinne Freges und Russells enthalten, weil 'fa' äquivalent ist mit ' $\exists x . fx . x=a$ '. In dem existenzquantifizierten Analysans fehlt eine zweite der logischen Konstanten bei Frege und Russell neben der Konjunktion, damit in dem Analysans enthalten ist, woraus alle andern logischen Konstanten gewonnen werden können – nämlich der Negator. Der ist in Wittgensteins Philosophie der Logik mit einer den Satz allgemein betreffenden Lehre vorausgesetzt – mit der Lehre von der Bipolarität des Satzes. Sie besagt, dass jeder gehaltvolle Satz sowohl wahr sein können, als auch falsch sein können. Und was einen wahren in einen falschen Satz verwandelt (und umgekehrt), ist

die Negation des wahren bzw. falschen Satzes. Wegen der Äquivalenz von 'es ist falsch dass p' mit ' \neg p' gehört zum Verständnis eines Satzes je schon das Verständnis seiner Negation.

Nun kann ein elementarer Subjekt-Prädikat-Satz nicht in Isolation verstanden werden. Denn der Subjektausdruck eines Satzes ist nur verständlich im Kontrast zu anderen Subjektausdrücken (z.B. 'der Tisch', nicht 'der Stuhl'), der Prädikatausdruck nur im Kontrast zu anderen Prädikaten ('ist braun' und nicht 'ist schwarz'). Und jeder Satz ist negierbar. Wenn es so mit einem Satz je schon mehrere geben muss, dann gibt es auch die Möglichkeit, das nacheinander Behaupten von unabhängigen Sätzen zusammenzufassen – die Möglichkeit der Konjunktion der Sätze. Und mit Negation und Konjunktion lassen sich alle anderen aussagenlogischen Satzverknüpfungen bekanntlich erklären. Auf diese Weise sind im einfachsten Satz alle logischen Konstanten schon enthalten. Die Unmöglichkeit nur eines isolierten Satzes ist in der LPA nur in der technischen These der Extensionalität explizit. Ihr zufolge ist der Satz eine Wahrheitsfunktion von Elementarsätzen und der Elementarsatz eine Wahrheitsfunktion seiner selbst (5). Wenn die Thesen der Bipolarität und der Extensionalität vorausgesetzt werden, ist der Satz aus skizzierten Gründen die einzige logische Konstante und dann muss sich die in der Theorie des Satzes aufgehende Philosophie der Logik nur um den Elementarsatz, den einfachsten Satz, kümmern.⁴

Das Wesen des Satzes, seine Bipolarität, liegt den technischen Begründungen in der Philosophie der Logik schon zugrunde. Sie stiftet den logischen Raum, den Ja-Nein-Raum. Um das Wesen zu erklären i. S. von verständlich zu machen, bedarf es eines weiteren Kontextes. Und in diesem Kontext wird der Satz als ein Bild der Tatsachen erklärt. Dabei wird, wie in jeder transzendentalen, die Bedingung der Möglichkeit von etwas explizierenden Theorie, das Faktum, die Wirklichkeit des Verfügens über Sätze bzw. Bilder vorausgesetzt und zwar in dem Gelenksatz 2.1 der LPA 'Wir machen uns Bilder der Tatsachen.' Dies vorausgesetzt, ist verständlich zu machen, was Bilder sind, was ein Bild ist. Diese allgemeine Bildtheorie orientiert sich in der LPA schon implizit an Sätzen, genauer am Elementarsatz. Davon kann die Parallelität der Erklärungen von Bild und (Elementar)Satz – man vergleiche 2.13- 2.15 mit 4.0311. Der Intention nach erklärt Wittgenstein das Wesen des Satzes in einer Theorie der Bilder als Theorie von Darstellung überhaupt (so wie Kant das Wesen der Erfahrungserkenntnis im Rahmen einer Theorie von Erfahrung überhaupt). Faktisch orientiert sich die allgemeine Bildtheorie implizit schon am (Elementar)Satz. Insofern müsste ihm aus erklärungstheoretischer Sicht ein verdeckter

⁴ Im folgenden stütze ich mich auf meine ausführlichen Interpretationen in *Wittgenstein und Schopenhauer*, Logisch-Philosophische Abhandlung und Kritik des Solipsismus, Cuxhaven 1989, Kap. 2 und 3; und Ludwig Wittgenstein: 'Logisch-philosophische Abhandlung – Ein einführender Kommentar in den 'Tractatus'', Paderborn u. a. (Schöningh) 1996 (UTB Nr. 1922)

Erklärungszirkel vorgeworfen werden. Aber dabei würden Maßstäbe für Erklärung angelegt, denen in apriorischen Zusammenhängen im allgemeinen nicht genügt werden kann. In grundlegenden apriorischen Zusammenhängen können wir nur zentrale begriffliche Verknüpfungen hervorheben und von ihnen aus ein Licht auf alle weiteren fallen lassen.

Nicht nur muss die allgemeine Bildtheorie als transzendente Theorie von Darstellung überhaupt das Faktum unseres Bilder Machens genauso voraussetzen wie die kantische Theorie der Erfahrungserkenntnis das Faktum solcher Erkenntnis, sie erklärt auch Bilder selbst als Tatsachen. (2.141) Insofern hätte Wittgenstein auch schreiben können: Wir machen uns Tatsachen zu Bildern der Tatsachen. In dieser Erklärung steckt eine Abweichung von unserem natürlichen Verstehen. Im natürlichen Verständnis sind Bilder ontologisch zunächst nicht Tatsachen, sondern Gegenstände, genauer Artefakte in der Kategorie des Einzelnen. Während Gegenstände natürlicher Arten (zentral: Lebewesen) ihr Identitätskriterium in ihrem Ursprung und der naturgesetzlich bestimmten Weise ihrer Aktivität, Funktion oder Operation haben, sind für Artefakte die Konzeption des Artifexes bzw. der ihn beauftragenden Person von Funktion und Operation des Produkts und/oder Konventionen der Darstellung in einer Gemeinschaft entscheidend. Das gilt auch für Bilder und verweist diese in einen Handlungskontext, den Wittgensteins frühe Konzeption an die Ränder ihrer Darstellung verdrängt. Einen dieser Ränder haben wir bereits berührt – den im Machen von Bildern. Zwei andere werden uns noch begegnen und die Wende in Wittgensteins Denken wird damit im Zusammenhang stehen, dass, was die frühe Theorie an die Ränder verdrängte, ins Zentrum rückt.

Jedenfalls erklärt die Auffassung von Bildern als Tatsachen, strukturierten Verkettungen von Elementen, den Beginn der LPA mit einer Ontologie der Tatsachen, aus deren Gesamtheit zu bestehen im ersten Satz die Welt erklärt wird (1). Tatsachen sind Verkettungen von Sachverhalten und Sachverhalte wiederum sind ihrerseits Verkettungen von Gegenständen. Als Verkettungen haben Tatsachen und Sachverhalte wesentlich Struktur, bestehen aus Elementen und den sie verknüpfenden Beziehungen. Das einfachste Bild, das Elementarbild, dem sprachlich der Elementarsatz entspricht, besteht aus zwei Elementen und ihrer Verkettung. Und die Erklärung der Darstellungsleistung von Bild und Satz liegt nun darin, dass gesagt wird: Wie sich die Elemente im Bild zu einander verhalten, das stellt dar, wie sich die Gegenstände im Sachverhalt zueinander verhalten. Für Elementarbild und Elementarsatz gilt also eine Isomorphiehypothese: „Dass sich die Elemente des Bildes in bestimmter Art und Weise zu einander verhalten stellt vor, dass sich die Sachen so zu einander verhalten.“ (2.15 a) Und: „Ein Name steht für ein Ding, ein anderer für ein anderes Ding und untereinander sind sie verbunden, so stellt das Ganze – wie ein lebendes Bild –

den Sachverhalt vor.“ (4.0311)

Nun stellen die bisherigen Erklärungen zu Bildern nur weitere dunkle Behauptungen auf, man sieht nicht, wie in ihnen die Darstellungsleistung von Bildern wirklich erklärt sein könnte. Um diesem Eindruck ein Stück weit abzuhelfen, muss man beachten, dass zwischen die allgemeine Bildtheorie unter Satz 2 in der LPA und die allgemeine Satztheorie unter Satz 4 in die LPA unter Satz 3 eine Theorie des Gedankens eingefügt ist. Denn das logische Bild der Tatsachen soll nach Hauptsatz 3 der Gedanke sein. Schon die allgemeine Bildtheorie hatte festgelegt, dass jedes Bild zwar *auch* ein logisches Bild sei, aber noch andere konstitutive Züge aufweisen kann. (2.182) Dass jedes Bild *auch* ein logisches sei, ist gleichbedeutend damit, dass es einen Gedanken enthält oder ausdrückt. Um Bilder im allgemeinen von rein logischen Bildern zu unterscheiden, muss auf die zentrale Bedingung von Bildhaftigkeit eingegangen werden: Diese nennt Wittgenstein die Form der Abbildung. (vgl. 2.15-1) Das Argument für die Erforderlichkeit der Form der Abbildung wird in 2.16 ff. gegeben. Damit das Bild den Sachverhalt darstellt, muss es ihn darstellen können (ab esse ad posse valet consequentia), und dazu muss das Bild mit dem von ihm Dargestellten etwas gemeinsam haben. Diese Gemeinsame von Bild und Abgebildetem ist die Form der Abbildung, die Möglichkeit der Struktur des Bildes (2.15 b). Die logische Form ist nun die minimale Form der Abbildung, die jedes Bild auch aufweisen muss und die der Gedanke allein aufweist. Deshalb ist der Gedanke das logische Bild der Tatsachen, das Bild allein aufgrund der logischen Form, der Ja-Nein-Form, als Form der Abbildung. Und der so bestimmte Gedanke drückt sich wesentlich im Satz aus, ist nur in ihm als solcher sinnlich wahrnehmbar. (3.1) Nun entspricht, weil Form der Abbildung Bild und Abgebildetem gemeinsam sein soll, der Form des Bildes eine Form des Sachverhalts oder der Tatsache, die es abbildet. Dadurch dass sich tote Formen entsprechen, sieht man immer noch nicht, wie die Abbildungsleistung des Bildes verständlich wird. Es fehlt ein Moment der Aktivität oder Intention. Wittgensteins Theorie eliminiert es zunächst zugunsten der Tatsache einer Homologie oder Isomorphie von Formen. Für Gedanken als logische Bilder aber (und damit den rationalen Kern aller Bilder) liefert uns Wittgenstein eine solche Aktivität oder Intention, wenn er in 3.11 schreibt: „Wir benützen das sinnliche wahrnehmbare Zeichen (Laut- oder Schriftzeichen etc.)“ – also auch Bildzeichen, wie ich ergänze – „des Satzes als Projektion der möglichen Sachlage. - Die Projektionsmethode ist das Denken des Satz-Sinnes.“ Es ist dies die einzige Stelle in der LPA, an der das Verbalsubstantiv Denken auftritt (die Stelle im *Vorwort* lässt die Deutung als kategorischen Ausdruck zu) und mit ihm scheinen wir das vermisste Moment der Aktivität oder Intention zu haben. Indem wir den Sinn eines Bildes denken, auffassen, verstehen, gewinnt das Bild seine projektive Beziehung zur Welt und damit seine

Darstellungsfunktion. Es ist dies die zweite Stelle, an der das Gehören von Bildern als Artefakten in Handlungskontexte in der LPA am Rande auftaucht. Aber Wittgenstein tut auch alles, damit es da bleibt und eine möglichst geringe Rolle spielt.

Um das zu zeigen, muss ich kurz auf die bisher noch nicht erörterte Rolle von Elementen der Bilder und Sätze, die ja wesentlich Struktur haben, also auch Verkettungen von Elementen bestehen, und den Gegenständen, auf die sie sich beziehen, eingehen. Hier ist nämlich eine signifikante Asymmetrie hervorzuheben. Gegenstände, die einfachsten Bestandteile von Sachverhalten, für die ein Beispiel zu geben Wittgenstein nie in der Lage gewesen zu sein eingeräumt hat, haben nach den Erläuterungen der anfänglichen Ontologie der Tatsachen eine Form oder Natur. Diese definiert für den Gegenstand die „Möglichkeit seines Vorkommens in Sachverhalten“ (2.141) Daraus folgt, dass wenn man einen Gegenstand kennt, man alle Möglichkeiten seines Vorkommens in Sachverhalten kennt (2.0123) und mit allen Gegenständen auch alle möglichen Sachverhalte gegeben sind (2.0124), denn die Gegenstände enthalten vermöge ihrer Form die Möglichkeit aller Sachlagen (2.014). (Hier wirkt sich die Orientierung der Sprachphilosophie an der formalen Logik und ihrer Voraussetzung eines ex ante abgeschlossenen Redebereichs für das Operieren mit dem Kalkül aus.) Und dies ist nun die auffällige, aber kaum jemandem aufgefallene Asymmetrie, die hervorzuheben ist. In dem reichhaltigen Repertoire an Formen in Wittgensteins LPA – Form des Gegenstandes, Form der der Abbildung, Form des Sinnes (3.13), ja sogar Form der Welt (2.022) – gibt es keine Form für das, was Gegenständen im Satz entspricht, keine Form der Namen. Vielmehr haben Namen eine doppelte Beziehung auf ihre Gegenstände – vom Satz aus gesehen bedeuten sie ihre Gegenstände (3.203), vom Sachverhalt aus gesehen vertreten sie die Gegenstände im Satz (3.22). Und durch den Unterschied im Akzent für logisches Gewicht, den die Nummerierung der Sätze in der LPA setzt, steckt in diesen beiden Sätzen die These: Nur weil Namen die Gegenstände vertreten (3.22), können sie sie auch bedeuten (3.203). So heißt es im *Tagebuch* am Ende von 1915: „Wenn ein Name einen Gegenstand bezeichnet, so steht er damit in einer Beziehung zu ihm, die ganz von der logischen Art des Gegenstandes bedingt ist und diese wieder charakterisiert.“ (Tb 164) Erst das Bedingtsein (das Vertreten), dann das Charakterisieren (Bedeuten). Und das heißt, es gibt deshalb keine Form von Namen, weil die Namen die Formen ihrer Gegenstände absorbieren. Und das Denken des Satzsinnens als Projektionsmethode des Satzzeichens nach 3.11 ist nicht, wie ein aktivisches Verständnis von Projektion nahe legen könnte, ein Sinngeben für die Elemente des Satzes, sondern gleichsam ein Sinnvernehmen. So wird an dieser zweiten Stelle der Aktivitätscharakter des Umgangs mit Bildern heruntergespielt.

Aber erst die beiden Sätze, die nach dem System der Nummerierung in der LPA um den Rang der zentralen Anordnung in der Mitte der Abhandlung konkurrieren, machen die Verknüpfung von Bild, Gedanke und Satz und die Weise, in der 'Denken' vom frühen Wittgenstein gedacht wird, im Übergang zur thematischen Satztheorie völlig explizit.

„3.5 Das angewandte, gedachte, Satzzeichen ist der Gedanke.

4 Der Gedanke ist der sinnvolle Satz.“

An dem Satz 3.5 muss die deviante Interpunktion auffallen. Inhaltliche kontextuelle Erwägungen im Vergleich zu der einzigen anderen Stelle in der LPA, an der sie auftritt (5.631), sprechen für folgende Lesart: Entweder wird das Satzzeichen bloß angewandt, oder es wird auch explizit gedacht, in seinem Sinn nachvollzogen. Damit ist noch nicht klar, wie Denken oder explizit den Satzsinns nachvollziehen genauer verstanden wird.

Dafür gibt es in der LPA nur einen indirekten Beleg. Es ist allgemein anerkannt, dass Wittgenstein in der Formulierung seiner Philosophie ein Prinzip äußerster Vermeidung von Redundanz befolgt – das macht ein selbständiges Verständnis der LPA so schwierig. Was nun auffällt ist, dass er dieses Prinzip für das Fundament seiner Satztheorie, die Theorie des Elementarsatzes, scheinbar explizit verletzt. Diese Theorie wird an zwei symmetrisch zur Mitte der Abhandlung angeordneten Stellen behandelt – unter 3.2 und unter 4.2. Wenn das Redundanz-Vermeidung(s)-Prinzip nicht wirklich verletzt sein soll, dann muss es einen Form-Unterschied der beiden Behandlungen des Elementarsatz-Konzeptes geben. Und aus der Struktur der LPA lässt sich ein solcher auch namhaft machen. Unter 3.2 werden Elementarsätze als Elementargedanken behandelt, denn die Erörterung steht unter dem mit Satz 3 angeschlagenen Generalthema Gedanke. Unter 4.2 werden die Elementarsätze als Elemente einer noch aufzufinden analytischen Notation für die gesprochene Sprache behandelt, deren Anfänge die erwähnte WF-Notation ab 4.3 markiert, denn die Erörterung steht unter dem mit Satz 4 angeschlagenen Generalthema Satz. Und d.h., dass Wittgenstein eine Annahme investiert hat, die in heutiger Philosophie und *cognitive science* die Annahme einer *language of thought*, einer Denksprache, genannt wird. Er hat genau das angenommen, was ein heutiger Vertreter dieser Annahme deutlich formuliert – die Elemente der Denksprache seien nicht einfach Sätze, sondern 'sentences under analysis' (Gilbert Harman). Die Vorstellung ist, dass wir die vagen Sätze der Umgangssprache, ihren Sinn denkend, nicht unmittelbar verstehen, sondern in die Wahrheitsfunktion von Elementarsätzen analysieren, die sie nach der ausgeführten Satztheorie unter Satz 5 sein sollen. Im Denken verfügen wir über die Analyse schon. Deshalb heißt es im *Tagebuch* 1916: „Jetzt wird klar, warum ich dachte, Denken

und Sprechen wären dasselbe. Das Denken ist nämlich eine Art Sprache. Denn der Gedanke ist natürlich auch ein logisches Bild des Satzes (ich ergänze: und nicht nur der Tatsache, wie LPA Satz 3 sagt) und damit ebenfalls eine Art Satz.“ (Tb 12.9.16, 177 f.) Damit wird auch an der dritten Stelle, wo mit dem Ausdruck 'Anwendung' von einer Aktivität die Rede zu sein scheint, diese Aktivität ihres schöpferischen Charakters weitgehend beraubt und auf das bloße Operieren des Kalküls einer analytischen Denksprache reduziert. Auch die Namen, weil sie nur im Satzzusammenhang funktionieren, haben ihre Beziehung auf die Gegenstände nur als Implikation des Operierens der Elementarsätze in der Denksprache zur Analyse der für durchweg als logisch komplex angesehenen Sätze der gesprochenen Sprache. Dies Dogma der Analyse hat Wittgenstein aus dem Annehmen von Russell Theorie der Kennzeichnungen (theory of definite descriptions) als eines Paradigmas der (analytischen) Philosophie geerbt (vgl. 4.0031). Der Gedanke ist der sinnvolle Satz, weil er als seine logische Analyse zeigt, wie er Sinn hat.

Ich kann diese tour de force durch die Sprach- als Satztheorie der LPA hier abbrechen. Für die weitere Erörterung sei festgehalten: Bilder und Sätze sind Bilder von Sachverhalten und Tatsachen, weil sie selbst Tatsachen sind, d.h. Struktur haben und in der Verkettung ihrer jeweiligen Elemente bestehen. Die Möglichkeit dieser Struktur ist die Form der Abbildung eines Sachverhalts oder einer wahrheitsfunktional verknüpften Sachverhaltsmenge (einer Tatsache), die Bild und Abgebildetem gemeinsam ist. Dieser Möglichkeit entspricht das Denken des Bild- oder Satzesinnes als analytisch explizites Nachvollziehen des Sinnes oder einfaches Anwenden des Bild- oder Satzzeichens, weil jedes Bild auch ein logisches ist und die Bilder, die allein die logische Form zu ihrer Form der Abbildung haben, eben die zu denkenden oder gedachten Gedanken sind. Weil Wittgenstein den Aktivitätskontext des Umgangs mit, des Gebrauchs von Bildern und Sätzen auf kalkülisierendes analytisches Denken herab interpretiert, kann er in seiner frühen Philosophie einer Einsicht nicht voll Rechnung tragen, die er gleichwohl als methodologische Maxime schon klar formuliert und die ins Zentrum seiner zweiten, erst wirklich deskriptiven Philosophie rückt: „Um das Symbol am Zeichen zu erkennen, muss man auf den sinnvollen Gebrauch achten.“ (3.326) Und: „In der Philosophie führt die Frage 'wozu gebrauchen wir eigentlich jenes Wort, jenen Satz' immer wieder zu wertvollen Einsichten.“ (6.211 b)

III.

Die hochgradig integrierte konstruktive Sprachphilosophie der LPA brach Wittgenstein nach den verlorenen Jahren in den 1920ern, als er 1929 in Cambridge wieder kontinuierlich Philosophie zu treiben begann, an einem technischen Problem zusammen, dem so genannten Farben-

Ausschließungs-Problem. Das Dogma der Sinn bestimmenden Analyse aller Sätze der Sprache, die für komplex gehalten wurden, auch wenn sie keine logischen Operatoren enthielten, beruhte auf der – auf dem Prinzip des Satz-Zusammenhanges oder Kontextes als notwendig und auch schon hinreichend für die Bedeutung von Ausdrücken beruhenden – Annahme, die Elementarsätze seien voneinander logisch unabhängig. Normale Farbprädikationen entziehen sich einer Analyse nach dieser Maßgabe. Wenn ich sage, der Tisch ist braun, habe ich implizit die ganze übrige Skala möglicher Farben ausgeschlossen vermöge der logischen Einordnung des Prädikators 'braun' in diese Skala. Die in der WF-Funktionentheorie des Satzes technisch beschränkt schon anzuerkennende Unmöglichkeit eines einzelnen isolierten Satzes gewann damit größeres Gewicht, weil Sätze, wie das Beispiel der Farbprädikationen deutlich macht, sich in Satzsystemen oder Sprachspielen auf die Wirklichkeit beziehen.⁵ Die starke Lesart des Prinzips des Satz-Zusammenhangs oder Kontexts, der zufolge alles für den Sinn des Satzes wichtige im Satz selbst steckt (wenn er auch der denkenden Analyse bedürfen mag), war damit hinfällig, ebenso der bloß postulierte starke Begriff von Elementarsatz und die mit ihm zusammenhängende irri-ge Auffassung der logischen Analyse für die gesprochene Sprache (im Denken sollte ja über die logischen Analysen der Sätze schon verfügt werden) als eines Entdeckungsverfahrens analog zur chemischen Analyse. Damit bedurfte auch die Bildtheorie des Satzes, die ja die radikale Sinn-Unabhängigkeit der Sätze voneinander garantieren wollte (und die in dieser Form schon ein bei Frege wieder auftretendes schon platonisches Problem des falschen Satzes, das ich in meiner Darstellung bisher übergangen habe und später nachholen werde, immerhin gelöst hatte), einer Kritik. Diese Kritik geht davon aus, dass wir sehr Verschiedenes 'Bild' nennen, eine allgemeine Bildtheorie als Theorie von Darstellung überhaupt daher nicht möglich ist. Zwar ist der Vergleich von Satz und Bild weiter heuristisch aufschlussreich, aber eine vereinheitlichende Theorie auf dieser Grundlage ist nicht möglich. (PG 163 ff.) Die Kritik daran ist äußerst einfach.

Dass die Bildhaftigkeit, mit der die LPA die Übereinstimmung von Bild und Satz mit dem von ihnen Dargestellten in der Form der Abbildung, „eine Übereinstimmung der Form (sei)“ ist einfach „ein Irrtum“. Denn vor allem sei Bild ja zwischen Vorbild und Abbild zweideutig. Man kann auch vom Vorbild, einer Werkzeichnung etwa, sagen, sie diene als Bild des Gegenstandes, den der Arbeiter danach verfertigen soll. Da der noch nicht existiert, kann für dieses Bild die interne Beziehung auf den abgebildeten Sachverhalt als irgendwie ätherisch schon bestehendem nicht maßgeblich sein. Und auch der Gedanke der Projektionsmethode des Bildes, die allgemein im Denken des Satzsinnns bestehen sollte, hilft nicht weiter:

⁵ Ich gehe hier nicht darauf ein, wie sich im Zuge der Transformation Wittgensteins frühe Philosophie der Logik wandelte; das behandelt ausführlich Baker a.a.O.

„man könnte hier 'Projektionsmethode' die Art und Weise nennen, wie der Arbeiter so eine Zeichnung in die Arbeit umzusetzen hat. Man könnte sich so ausdrücken: die Projektionsmethode vermittele zwischen der Zeichnung und dem Objekt, sie reiche von der Zeichnung zum Werkstück. Man vergleicht da die Projektionsmethode mit Projektionsstrahlen, die von einer Figur zur andern reichen. – Wenn aber die Projektionsmethode eine Brücke ist, dann ist sie eine, die nicht geschlagen ist, so lange die Anwendung nicht gemacht ist. –“

Das ist eigentlich schon alles. Nichts, was bloße Form ist, vermittelt zwischen Zeichen und Wirklichkeit, sondern nur die ausgeführte Anwendung, der Gebrauch – die Brücke ist nicht geschlagen, bevor die Anwendung nicht gemacht ist. Aber Wittgenstein ist sogar noch expliziter, weil es ihm jetzt um die therapeutische Auflösung von begrifflichen Missverständnissen geht. Er gesteht:

„Ich möchte nun fragen: 'Wie könnte denn die Werkzeichnung als Darstellung verwendet werden, wenn nicht schon eine Übereinstimmung, mit dem, was gemacht werden soll, da ist?' – Aber was heißt das? Nun, etwa dies: Wie könnte ich nach Noten Klavier spielen, wenn sie nicht schon irgend eine Beziehung zu Handbewegungen gewisser Art hätten?“

Und so lautet die harte Entdogmatisierung:

„Und eine solche Beziehung besteht freilich manchmal in einer gewissen Übereinstimmung, manchmal aber nicht in einer Übereinstimmung, sondern nur darin, dass wir die Zeichen so und so anzuwenden gelernt haben. Um aber diese Fälle alle gleich zu machen – denn dazu reizt es uns (ich ergänze: als konstruktive, nicht deskriptiv verfahrenende philosophische Theoretiker) – dient die Verwechslung zwischen Projektionsstrahlen, die das Bild mit dem Gegenstand verbinden, und der Projektionsmethode.“ In dem Irrtum der Bildtheorie befangen, stellt man sich also vor, „die Verschiedenheit zwischen Satz und Wirklichkeit werde durch die Projektionsstrahlen ausgeglichen, die zum Bild, zum Gedanken gehören, und die keinen Raum mehr für eine Methode der Anwendung lassen. Es gibt nur noch Übereinstimmung und Nichtübereinstimmung.“ (PG 213-214)

Das Wichtige für das Verstehen von Bildern, Darstellungen und Sätzen, ist also nicht das Verständnis zunächst und allein ihrer Form, sondern ihrer Methode der Anwendung, ihres Gebrauchs. Wittgenstein zieht sich in seiner Selbstkritik der Bildtheorie also des Fehlers, den er für den Grundfehler aller seiner philosophischen Zeitgenossen, soweit er sie wahr und ernst nahm, gehalten hat: „Wenn ich sagen sollte, was der Hauptfehler ist, den die Philosophen der gegenwärtigen Generation ... machen, würde ich sagen, der Fehler ist, dass man – wenn man die Sprache betrachtet – Formen aus Wörtern betrachtet und nicht die Art, wie solche Formen gebraucht werden.“ (VuGÄPR 20 f.)

Wittgensteins nun befolgte, aber schon in der LPA als richtig proklamierte Konzeption der

Philosophie als dialogisch-dialektische Sinn-Klärung in kritischer Auflösung philosophischer Illusionen und Missverständnisse verlangt von sich nun auch, den Illusionen mit kritischen Diagnosen ihrer Motive zu Leibe zu rücken. Das Motiv für die Bildtheorie mit dem Ineinanderschieben von Projektionsstrahlen und Projektionsmethode ist nach seiner Einsicht der Versuch, Bestimmtheit des Sinns nicht nur via Bestimmbarkeit durch Erklärungen gewährleistet zu sehen, sondern ein für allemal durch die Form des Bildes schon garantiert zu haben. Wenn das der Fall wäre, dann bliebe nur noch Übereinstimmung und Nichtübereinstimmung des Bildes mit der Wirklichkeit. Aber diese Konstruktion verdrängt, dass wir Bilder ganz verschieden deuten und anwenden können. Was man bezüglich sprachlicher Bedeutung und Bedeutung von Bildern in diesem Streben nach metaphysisch garantierter Bestimmtheit, die in der LPA-Theorie in der Konzeption der doppelten Beziehung von Namen auf Gegenstände gegeben ist, sagen möchte, formuliert Wittgenstein einmal so: „Jedes Zeichen kann im Prinzip gedeutet werden; aber die Bedeutung darf nicht gedeutet werden können. Sie ist die letzte Deutung.“ (BIB 61) Für die Gebrauchs-Auffassung gibt es solche letzte Deutung nicht, sondern je nur kontextuell bestimmte und, bei Unklarheit, von Fall zu Fall durch Erklärungen weiter bestimmbare Bedeutung.

Schon die Orientierung der Sprachphilosophie am Logik-Kalkül, der in der LPA die im Denken der Satzsinne schon operierte Tiefenstruktur der vagen Sprache seine sollte, verfällt dieser Kritik an metaphysischen Versicherungen des Sprachgebrauchs. Allerdings behält sie eine kritische Funktion:

„Was wir im Sinn haben, wenn wir von der Sprache als einem Symbolsystem in einem exakten Kalkül sprechen, können wir in den Naturwissenschaften und in der Mathematik finden. Unser gewöhnlicher Sprachgebrauch entspricht diesem Standard nur in seltenen Fällen. Warum vergleichen wir dann unsern Gebrauch von Wörtern, wenn wir philosophieren, mit etwas, was sich nach genauen Regeln vollzieht? Die Antwort lautet, dass die Rätsel, die wir aus dem Weg zu räumen versuchen, gerade aus dieser Haltung der Sprache gegenüber entstehen.“ (BIB 49)

Im Zentrum der späteren Sprachphilosophie wird diese Einsicht in den gegen Illusionen über Regeln gerichteten Erörterungen über den Begriff 'einer Regel folgen' ausführlich entfaltet (PU Abschnitte 143-242). Auch diese Illusionen suchen nach einer Verankerung von Bedeutung jenseits des Gebrauchs der Zeichen: Psychologisch im weiter als alle Anwendungen reichenden Verständnis des Zeichen Gebrauchenden oder in einer Eingebung durch die Regel oder platonistisch in den Regeln oder ihren Formulierungen selbst. Eine dieser Illusionen wird in PU folgendermaßen formuliert:

„Woher die Idee, es wäre die angefangene Reihe ein sichtbares Stück unsichtbar bis ins Unendliche gelegter Geleise? Nun, statt der Regel könnten wir uns Geleise denken. Und der nicht begrenzten Anwendung entsprechen unendliche lange Geleise.

„Die Übergänge sind eigentlich alle schon gemacht' heißt: ich habe keine Wahl mehr. Die Regel, einmal mit einer bestimmten Bedeutung gestempelt, zieht die Linien ihrer Befolgung durch den ganzen Raum. – Aber wenn so etwas wirklich der Fall wäre, was hülfe es mir?

Nein; meine Beschreibung hatte nur den Sinn, wenn sie symbolisch zu verstehen war. – *So kommt es mir vor* – sollte ich sagen.

Wenn ich der Regel folge, wähle ich nicht.

Ich folge der Regel *blind*.“ (PU Abschnitte 218-219)

An einer Parallelstelle in BGM heißt es, den scheinbaren Irrationalismus des blinden Regel Befolgens korrigierend: „Man folgt der Regel 'mechanisch'. Man vergleicht sich also mit einem Mechanismus. (–) 'Mechanisch', das heißt: ohne zu denken. Aber ganz ohne zu denken? Ohne nachzudenken.“ (BGM 422) Damit ist auch der Missbrauch des Ausdrucks 'denken' für das explizite Nachvollziehen des Sinns von Darstellung qua allgemeine Projektionsmethode in der LPA implizit korrigiert. Explizit geschieht dies in PU in einem langen Abschnitt über Denken in den Abschnitten 316-63.

An einem Verständnis der Struktur der Erörterungen über Regel-Befolgung hängt das Verständnis der Philosophie Wittgensteins im ganzen. David Pears⁶ hat darauf aufmerksam gemacht, dass Wittgensteins Argumentationsweise seit der schon in der LPA angezielten Kritik des Solipsismus eine strukturell einheitliche Linie verfolgt. Gegen komplementär einseitige philosophische Illusionen, die Verständnis und seine Kriterien distanzlos verklammernd kurzschließen, steuert er jeweils ein mittleren Kurs, der die Verständnis ermöglichende relative Unabhängigkeit von Verständnis und seinen Kriterien wiederherstellt und dabei völlig deskriptiv bleibt. Diese dialektische Strategie hat sachlich ihr Vorbild gewiss in der Transzendentalen Dialektik Kants, auch wenn Wittgenstein sie historisch vermutlich von seinem wichtigsten Gesprächspartner nach dem Wiederbeginn in der Philosophie, dem Mathematik-Philosophen Frank Ramsey übernommen hat. Sie zielt jeweils auf einen den unvermittelbaren, komplementär illusionären Positionen gemeinsame verdeckte Voraussetzung – so im Streit zwischen

6 The False Prison, A Study of the Development of Wittgenstein's Thought, Vol. II, Oxford 1988, Ch. 10. Vgl. meine kritische Diskussion in PhR XXXVII (2000), 280-7.

Solipsismus/Idealismus und Realismus, zwischen Behaviorismus und Intellektualismus, zwischen Psychologismus und Platonismus. Im Fall der Erörterungen über Regel-Befolgung liegt der Kurzschluss der psychologischen Illusion in der Idee, das weiter als alle Regelanwendungen reichende Verständnis des der Regel Folgenden garantiere die Richtigkeit seiner Regel-Befolgungen. Das komplementäre Missverständnis des objektivistischen Platonisten glaubt, die Regel oder ihrer Formulierungen gäben so eine Garantie. Eine Formulierung dieser Illusion habe ich aus PU Abschnitt 219 zitiert. Die gemeinsame verdeckte Prämisse der beiden streitenden Parteien ist in diesem Fall, dass es eine solche Garantie geben muss, wenn Regel-Befolgung verständlich sein soll. Und der zentrale Einwand ist: Wenn es aber so eine Garantie gäbe, dann gäbe es keine Erklärung dafür, dass die Regel auch falsch angewendet werden kann. Die Einsicht gegen die komplementären Illusionen liegt in der Beschreibung der Praxis der Regel-Befolgung, des Gebrauchs von Regeln. Aus ihr wird deutlich, dass weder das Verständnis für sich schon noch auch die Regel solche metaphysischen Garantien der Richtigkeit sein können, sondern dass der Regel-Befolger für seine Befolgung der Regel immer einen eigenen spontanen Beitrag leisten muss. Er benutzt eine Formulierung der Regel und die sie definierenden paradigmatischen Anwendungen als Urteilsbasis für Anwendungen der Regel in neuen Fällen und vermehrt so, bei Erfolg, ständig die Menge der korrekten Regelanwendungen, die als paradigmatisch in den Archiven abgelegt werden könnten. Regelformulierung und paradigmatische Anwendungen binden den Regel-Befolger, aber nicht metaphysisch durch den Zwang eines 'logischen Muss', sondern in seinem Urteil darüber, was mit der Regel übereinstimmt und was nicht – aber die Regel befolgen wollen und im Einzelfall urteilen muss er jeweils selbst, das ist sein unverzichtbarer Beitrag. Durch die Assimilierung der Praktiken der Regel-Befolgung in den zentralen Fällen ist dieser Beitrag oft verdeckt und es entsteht der Anschein rätselhaften Zwanges, Automatismus und Mechanismus, der die phänomenale Basis der Illusionen über Regel-Befolgung bildet. Das Resultat solcher Assimilierung von Darstellungstechniken fasst Wittgenstein mit dem dritten Schlüssel-Ausdruck in meiner Leitfrage, dem Ausdruck 'Einstellung zu'. Diese 'Einstellung zu' Bildern und Darstellungen, die sie uns auf selbstverständliche Weisen auffassen und anwenden lässt, übernimmt in Wittgensteins späterer Konzeption die funktionale Rolle, die die Theoreme der Form der Abbildung in der frühen Konzeption hatten. Unser Umgang mit Bildern und Darstellungen ist wesentlich nicht gegenständlich abgestützt und begründet, sondern beruht auf unseren Dispositionen des regelhaften Umgangs mit ihnen.

Kurz muss noch die abschließende Kritik der Bildtheorie in PU Abschnitte 518 ff. erwähnt werden. Und zwar aus zwei Gründen. Einmal gibt der erste Abschnitt Gelegenheit, eine in der

Erörterung der LPA übergangene sachliche Motivation der Bildtheorie des Satzes zu skizzieren. Zum andern behandelt Wittgenstein in den folgenden Abschnitten u. a. das Problem des Verständnisses wirklicher Bilder, Zeichnungen und Gemälde, und in diesen Erörterungen wird implizit der dritte Schlüsselbegriff aus der Leitfrage meiner Überlegungen, der Begriff der Einstellung zu Bildern, erreicht.

In PU Abschnitt 518 zitiert Wittgenstein Platon aus dem Theätet: „Und wer vorstellt, sollte nicht etwas vorstellen?“ – Th.: 'Notwendig.' – Sok.: 'Und wer etwas vorstellt, nichts Wirkliches?' – Th.: 'So scheint es.'“ Darin ist die Gegenständlichkeit hypostasierende Theorie der Bedeutung der LPA vorweg genommen, die Sätze auf Sachverhalte und Tatsachen bezogen sieht und diese gegenständlich versteht. Frege hatte die Dimension, auf die das Urteilen in Sätzen bezogen ist, zu logischen 'Gegenständen' verdinglicht, als 'das Wahre und 'das Falsche' gefasst. Daran hatte Wittgenstein schon in der LPA im Endergebnis die mangelnde Stabilität der Unterscheidung von Sinn und Wahrheit kritisiert. Technisch hat der Einwand zunächst die Form, dass dieses begriffliche Manöver Sätze illegitim an Namen angleicht und so etwa alle wahren Sätze Namen desselben Gegenstands, des Wahren, wären. (4.063 c) Aber die Vergegenständlichung von Wahrheit und Falschheit löst damit den internen Bezug eines Satzes auf Wahrheit oder Falschheit auf, das Falsche ist nicht der entgegengesetzte, sondern einfach nur ein anderer Gegenstand als das Wahre. (4.431 c) Die Auflösung des internen Bezugs eines Satzes auf seine Wahrheit oder Falschheit führt aber zu einem Instabil-Werden der Unterscheidung zwischen Sinn und Wahrheit. Das Falsche als Gegenstand wäre vom dem Sinnlosen nicht wirklich unterschieden. Denn wenn der Satz wahr ist, könnte gesagt werden, dass ihm etwas entspricht, das Wahre. Wenn er aber falsch ist, dann kann zwar gesagt werden, dass ihm etwas entspreche, nämlich das Falsche, aber das ist nur notional, dem falschen Satz entspricht kein Gegenstand. Er redet also eigentlich über nichts – nichts Wirkliches. Und ist nicht das Reden über Nichts das Paradigma sinnloser Rede? Die Bildtheorie des Satzes, die Bilder als Struktur habenden Tatsachen fasst, löst dieses Problem des falschen Satzes. Wenn der Satz wahr ist, entspricht ihm die im einfachsten Fall isomorph strukturierte Tatsache, der Sachverhalt. Wenn er falsch ist, entspricht ihm nichts, aber die Bestandteile des Satzes beziehen sich doch auf Gegenstände, die ihre Bedeutung sein sollen – nur sind diese nicht so angeordnet, wie der Satz es zeigt/behauptet. Nur wenn der Satz sinnlos ist, „entspricht ihm gar nichts, denn er bezeichnet kein Ding (Wahrheitswert) dessen Eigenschaften etwa 'wahr' und 'falsch' hießen“. (4.063)

Wittgensteins Kommentar zu dem aus Theätet zitierten Dialogfragment entzieht dieser Konstruktion den Boden: „Und wer malt, sollte nicht etwas malen – und wer etwas malt, nichts

Wirkliches?“ Bilder müssen aber doch nichts Wirkliches darstellen, auch ihre Bestandteile sich nicht auf Elemente der Wirklichkeit beziehen. Das macht implizit der Schluss des kurzen Abschnitts deutlich: „Ja, was ist das Objekt des Malens: das Menschenbild (z.B.) oder der Mensch, den das Bild darstellt?“ Beides ist möglich, möchte man sagen, aber wenn es das Menschenbild ist, dann handelt es sich um die Verkörperung einer symbolischen Abstraktion und nicht um etwas im raum-zeitlichen Sinne Wirkliches.

Den Unterschied der intentionalen Bild-Gegenstände [nach zwei Abschnitten zur Kritik der Bildtheorie des Satzes, in denen Wittgenstein sich als Bild-Theoretiker des Satzes u. a. einen Einwand macht, den er schon ganz früh hatte, aber nicht ernst genommen hatte – dass man ein Bild im Unterschied zu einem Satz eben nicht verneinen kann (PU Abschnitt 520; vgl. Tb 26. 11. 14)] fasst Wittgenstein mit der Unterscheidung zwischen Porträt und Genrebild. Porträts informieren uns von wirklichen Sachverhalten, Tatsachen, sagen gleichsam: So sieht/sah es aus. Im Handlungskontext haben sie gewiss die Funktion der Erweiterung von Handlungskontrolle unter Ersparung der Wahrnehmungsprüfung – das Bild kann uns das Aufsuchen und Einnehmen der unmittelbaren Wahrnehmungssituation ersetzen. Genrebilder präsentieren uns gleichsam nur Möglichkeiten. Der Vergleich des Satzes mit beiden Arten von Bildern hat Sinn. Das Porträt zielt gleichsam auf Wahrheit – ihm korrespondiert die Frage 'Was stellt das dar?'. Das Genrebild präsentiert dagegen nur Sinn, ihm entspricht allenfalls die Frage 'Was soll das darstellen?'. Aber es gibt auch ungegenständliche Bilder und denen entspräche allenfalls die Frage 'Was drückt das aus?' Deshalb ist die beide Fragen zusammenfassende Frage die unspezifische 'Was sagt mir/uns das Bild?' und die darauf mögliche Antwort, die man geben möchte, müsste lauten 'Das Bild sagt mir sich selbst'. Diese Antwort enthält die Illusion der Nicht-Deutbarkeit gewisser Darstellungen (der Bedeutung als letzter Deutung), denn Wittgenstein erläutert sie mit unspezifischen Bezugnahmen auf seine eigenen Bildtheorie des Satzes: „dass es mir etwas sagt, besteht in seiner eigenen Struktur, in seinen Formen und Farben.“ (PU Abschnitt 523) Hier wird die von Wittgenstein stets kritisierte, am Beispiel der Erörterungen über Regel-Befolgung erläuterte kurzschlüssige Verklammerung von Verständnis und Kriterium des Verständnisses deutlich. Das Bild, das sich mir selbst sagte, wäre sein eigenes Verständniskriterium. Gegen diese Illusion durch das Bild selbst garantierten Verstehens braucht es zweierlei. Erstens die Ermahnung in Abschnitt 524: „Sieh es nicht als selbstverständlich an, sondern als ein merkwürdiges Faktum, dass uns Bilder und erdichtete Erzählungen Vergnügen bereiten; unsern Geist beschäftigen.“ (Die methodologische Bewertung dieser Ermahnung in den beiden nächsten Absätzen von Abschnitt 524 übergehe ich hier.) Der Sinn der Ermahnung ist die Erinnerung daran, dass das sich

Beschäftigen und das Verständnis von Bildern Voraussetzungen in unserm Umgang mit Bildern als Darstellungen von Sachverhalten haben, dass wir diese Techniken als ein Faktum unserer Naturgeschichte assimiliert haben und von daher je schon eine Einstellung zu Bildern haben, die uns bei allem, was nur entfernt wie eine Darstellung aussieht (sogar bei Wolkenformationen), zur Fragen motiviert wie 'Was stellt das dar?', 'Was drückt das aus?'. (Besonders Philosophen neigen nach Wittgenstein zur Klassifikation von Wolken nach ihrer Gestalt. Aber hinsichtlich von Wolkenbildern kann die nüchterne Frage nicht faktisch lauten: Was soll, sondern nur kontrafaktisch: Was könnte das darstellen – wenn sich nämlich jemand der Wolken als Darstellungsmittel bedient hätte. Aber auch die mögliche kontrafaktische Frage – der noch im Fall der zweifelhaften Intentionalität die Frage 'Was kann das darstellen?' vorausliegt – ist ein Beleg für unser Assimiliert-Haben unserer Darstellungstechniken, ihres unsere gesamte Erfahrung durchdringenden Charakters.)

Und nach dem erinnernden Hinweis auf ein ubiquitäres Faktum, das uns wegen seiner Alltäglichkeit wie die meisten philosophisch wichtigen Tatsachen meist verborgen bleibt [vgl. PU Abschnitt 129: „Die für uns wichtigsten Aspekte der Dinge sind durch ihre Einfachheit und Alltäglichkeit verborgen. (Man kann es nicht bemerken, – weil man es immer vor Augen hat.)“] bedarf es einer grammatischen Untersuchung wirklicher Fälle von Bildverstehen, für die Wittgenstein in Abschnitt 526 Beispiele gibt, nachdem er in Abschnitt 525 am Beispiel der Verstehbarkeit eines isolierten Satzes aus einer Erzählung ein Beispiel für unsere Assimilierung unserer Darstellungstechniken gegeben hat. Wir sehen Artefakte, die wir als Bilder zu verstehen suchen, *als* Darstellungen von etwas.

IV.

Die Existenz der Begriffe 'sehen als' und 'hören als' ist die Ratifikation der deskriptiven Unterstellung, dass wir unsere Darstellungstechniken assimiliert haben, dass sie uns selbstverständlich und alltäglich geworden sind, wenn wir sie erfolgreich erlernt haben. Diese Begriffe stehen im Zentrum von Wittgensteins ausgedehnten Untersuchungen zu Aspekten, zum 'sehen als' und 'betrachten als' in Abschnitt XI des umstrittenen Teils II der PU. Nach meiner Auffassung gehört dieser Teil entgegen philologischen Einwänden, sachlich zu den PU, weil er eine Integrationsfunktion für die Philosophien der Sprache, der bildlichen Darstellungen und der Psychologie spielt. Ich habe diesen langen Text in meinem Kommentar zu den PU ausführlich als ein Beispiel für eine philosophische Untersuchung in Wittgensteins Sinn interpretiert und werde

mich hier nicht wiederholen, nicht einmal die Ergebnisse kurz zusammenfassen.⁷ Ich beschränke mich hier mit Ausnahme einiger einleitender Bemerkungen zur Bühneneinrichtung auf Punkte, die die Kritik der Bildtheorie ergänzen, und schließe an sie den versprochenen kurzen Ausblick auf die Rolle des Umgangs mit und der Einstellung zu Bildern in unserer geistigen Ökologie das Thema *Darstellung* abschließend an.

Wittgensteins Untersuchungen sind kritisch und deskriptiv von den begrifflichen Verhältnissen, die für unser Verstehen strukturierend sind. Die Untersuchung der Begriffe des Aspektsehens richtet sich kritisch gegen eine weit verbreitete irrige philosophische Theorie des Sehens, die zentral durch drei Annahmen gekennzeichnet ist⁸: 1. Gesichtserfahrungen seien vermittelt durch innere Kopien, die durch den kausalen Einfluss des Gesehenen auf das Auge erzeugt würden; 2. die inneren Kopien seien als Materialisierungen vor dem inneren Auge etwas, was nur der Sehende beschreiben könne (private Gegenstände); 3. diese inneren Materialisationen seien das, was in jedem Fall von Sehen wirklich gesehen werde. Deskriptiv zielt die Untersuchung auf eine Beschreibung der Stellung der Begriffe des Sehens und Aspektsehens in den Erfahrungsbegriffen. Dass es sich bei 'sehen/wahrnehmen' und 'sehen als/betrachten als' um verschiedene Begriffe handelt, ist aus den kategorischen Unterschied der Objekte, auf die diese subjektiven Erlebnisse/Zustände bezogen sind, deutlich. Für Sehen/ Wahrnehmen sind die Objekte raumzeitliche Situationen und/oder Gegenstände in diesen. Für Sehen-als ist der Gegenstand des Sehens die interne Relation zwischen dem wahrgenommenen Objekt und anderen. Alltägliche Beispiele für Sehen-als ist das Bemerkens einer Ähnlichkeit in verschiedenen Gesichtern, das Erkennen einer Gestalt in einem Rätselbild auf Strichen, das Sehen einer schematischen Strichzeichnung als einen räumlichen Sachverhalt zeigend etc. Für jede Art von Seherlebnissen ist ein zentrales Kriterium (aufgrund dessen es einer Person aus der Perspektive der 3. Person zugeschrieben werden kann) die Beschreibung des Gesehenen, die die Person gibt oder geben könnte. Aspekte werden ausschließlich im Wechsel von Aspekten auffällig, etwa dem berühmten Testbild des Psychologen Jastrow, das sowohl als Hase als auch als Ente gesehen werden kann. Das Umschlagen der Aspekte in einander macht sie auffällig und kann nach Bemerkens grundsätzlich willentlich herbeigeführt werden. Für so zugängliche Aspekte sind die Kriterien nicht einfache Beschreibungen des Gesehenen, sondern solche Beschreibungen *verwendet als Bekundungen* oder Ausrufe – beim erwähnten H-E-Bild die Ausrufe 'Jetzt ist es ein Hase', 'Jetzt ist es eine Ente'. Wittgenstein möchte kritisch vor allem die Frage klären, inwiefern Aspektsehen wirklich Sehen ist und nicht Deuten

7 Ludwig Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen – Eine kommentierende Einführung, Paderborn u.a. (Schöningh) 1998, 51-132.

8 Hier wie auch sonst vielfältig zum Thema *Aspektsehen* bin ich belehrt von Stephen Mulhall: *On Being in the World – Wittgenstein and Heidegger on Seeing Aspects*, London/New York 1990.

oder Interpretieren. Seine Beantwortung der Frage ist komplex und unspektakulär: „Es ist ein Sehen, insofern...; es ist nur ein Sehen insofern, als... (Das scheint mir die Lösung.)“ (BPP II, 390) Aber in philosophischen Untersuchungen sind nie die Ergebnisse allein wichtig, sondern vor allem auch der Weg, auf dem sie gewonnen werden.

Neben den im Wechsel auffallenden Aspekten gibt es *stetige* Aspekte, die sich in Einstellungen zur Behandlung von Wahrnehmungsgegebenheiten zeigen. Wittgenstein nimmt den Erlebnissen des Aspektwechsels ihren paradoxen Anschein, der zugleich geänderten und unveränderten Wahrnehmung – in dem sprachlichen Kriterium für einen erlebten Aspektwechsel 'Jetzt ist es ein ...' indiziert das 'es' die Nicht-verändert-Sein, die deskriptive Charakteristik, die einzusetzen ist, das Verändert-Sein – indem er sie in den Kontext der Wahrnehmung stetiger Aspekte einordnet. Beispiele für stetiges Aspektsehen sind Fälle von räumlichem Sehen und Darstellen im Visuellen; das Sehen und Verstehen von Laut- und Schriftbildern von Wörtern als, weil bedeutungsvoll, eine vertraute Physiognomie zeigend im Sprachlichen (darin liegt ein Potential für die Erklärung unseres irrationalen Widerstandes gegen Veränderungen der Rechtschreibung unter Einfachheits- und anderen Nutzen-Gesichtspunkten); und das Verständnis von Körperhaltungen, Gesten und Gesichtsausdrücken im Psychologischen.⁹

Was die für die Kritik der Bildtheorie des Satzes wichtigen ergänzenden Kritikpunkte angeht, korrigiert zunächst einmal Wittgenstein in den Erörterungen zum Aspekt-Sehen implizit die Abweichung vom natürlichen Verständnis, deren sich seine frühe Bildtheorie in der Auffassung von Bildern als Tatsachen mit Struktur statt als Gegenstände, Artefakte, schuldig gemacht hat. Denn er definiert beiläufig den Begriff eines 'Bildgegenstandes', für den ein Beispiel etwa ein Strichgesicht ist, wie es Kinder zeichnen. Und dass mit diesem Begriff – als einem der methodologisch erforderlichen Zwischenglieder, die aufzufinden oder zu erfinden Wittgensteins Methodologie allgemein für wichtig erklärt (vgl. PU Abschnitt 122) – nicht der in gewöhnlich Bildbetrachtungen so genannte, intentionale Bildgegenstand gemeint ist, sondern das Bild als Gegenstand, macht die Erläuterung deutlich: „Ich verhalte mich zu ihm (dem Strichgesicht) wie zu einem menschlichen Gesicht. Ich kann seinen Ausdruck studieren, auf ihn wie auf den Ausdruck eines Menschengesichtes reagieren. Ein Kind kann zum Bildmenschen, oder Bildtier, reden, sie behandeln, wie es Puppen behandelt.“ (PU II, S. 520) In diesen Verhaltensmöglichkeiten kommt zur Wirksamkeit, was Wittgenstein die Einstellung zu Bildern und Darstellungen nennt, die uns noch in den entlegensten Fällen fragen lässt 'Was stellt das dar/soll das darstellen/ drückt das aus?'

⁹ Ich habe in DvL daraus die These entwickelt, dass auch unseren moralischen Reaktionen und Urteilen ein Aspekt zugrunde liegt – das Betrachten-als von Personen als Trägern von Rechten.

Zweitens machen Wittgensteins Untersuchungen deutlich, dass in unserem Gebrauch der verschiedenen Darstellungstechniken in verschiedenen Medien der Darstellung diese intern aufeinander bezogen sind. Die frühe Konzeption hatte alle Darstellungen implizit an sprachliche in Sätzen assimiliert. Nun rücken die Unabhängigkeit der Medien und Techniken der Darstellung und ihr Bezug aufeinander ins Zentrum. Aspekte werden vor allem im Wechsel von Aspekten auffällig. Und die Kriterien dafür sind sprachliche Ausrufe – bei einer Strichzeichnung die als Stufe oder als Teil einer Schachtel aufgefasst werden kann, z.B. die Ausrufe 'Jetzt ist es eine Stufe', 'Jetzt ist es eine Schachtel'. Umgekehrt helfen uns bildliche Darstellungen sehen und damit sprechend zu unterscheiden. Das wird dadurch deutlich, dass wechselnde Aspekte eines Gegenstandes mit Beziehung auf Bilder erklärt werden können:

„Ich kann etwas als das sehen, wovon es ein Bild sein kann' (?) (–) Das heißt doch: Die Aspekte im Aspektwechsel sind die, die die Figur unter Umständen ständig in einem Bild haben könnte.

Ein Dreieck kann ja wirklich in einem Gemälde stehen, in einem anderen hängen, in einem dritten etwas Umgefallenes darstellen. – So zwar, dass ich, der Beschauer nicht sage 'Das kann auch etwas Umgefallenes darstellen', sondern 'das Glas ist umgefallen und liegt in Scherben'. So reagieren wir auf das Bild.“ (S. 531)

Und Bilder lehren uns insofern sehen und unterscheidend sprechen, als sie uns veranlassen, auf wirkliche Gegenstände der Wahrnehmung in ihren Situationen so zu reagieren wie auf die isolierend verdeutlichende bildliche Darstellung.

Dass Aspekte vor allem in ihrem Wechsel auffällig werden, heißt nicht, dass sie nur im Wechsel wirksam sind. Vielmehr gibt es viele *stetige* Aspekte, die uns die Gegenstandsbereiche selbstverständlich so auffassen lassen, wie wir sie auffassen. In Wittgensteins Untersuchungen kann der Ausdruck 'betrachten als' im Unterschied zu 'sehen als' als wesentlich auf stetige Aspekte bezogen verstanden werden. Ein Beispiel für solche stetigen Aspekte ist neben der genannten grundlegenden Einstellung, die uns andere Lebewesen unserer Gattung als Personen auffassen lässt, als Wesen, die wesentlich ein inneres, äußer- oder verheimlichbares Leben haben, die z.B. handeln, weil sie ein Grund für ihr Verhalten haben, etwas, was sich aus ihrer Sicht für ihr Verhalten sagen oder eben auch verschweigen lässt, und deren Handlungsprodukte daher verständliche Äußerungen sind, gerade die Einstellung zu Bildern aufgrund auch nur der schwächsten Anhaltspunkte für Intentionalität. Im psychologischen Kontext fällt der Schlüssel-Ausdruck 'Einstellung', der wesentlich auf stetige Aspekte bezogen ist, ausdrücklich:

„Ich glaube, dass er kein Automat ist' hat, so ohne weiteres, noch gar keinen Sinn.(–) Meine Einstellung zu ihm ist eine Einstellung zur Seele. Ich habe nicht die Meinung, dass er eine Seele hat.“ (PU II, S. 495 c)

Aber auch im Hinblick auf bildliche Darstellung heißt es z.B. ‚Es ist für mich ein Tier, vom Pfeil durchbohrt.‘ Ich behandle es als das; dies ist meine Einstellung zur Figur. Das ist eine Bedeutung davon, es ein ‚Sehen‘ zu nennen.“ (PU II, S. 537 e) Und dies erläuternd:

„Sehe ich wirklich jedesmal etwas anderes, oder deute ich nur, was ich sehe, auf verschiedene Weise? Ich bin geneigt, das erste zu sagen. Aber warum? – Deuten ist ein Denken, ein Handeln, Sehen ein Zustand.“ (PU II, S. 550 b)

Der abschließende Ausblick auf die Rolle von Bildern in unserer geistigen Ökologie kann an die Frage anschließen, was an der verzerrenden Darstellung der frühen Bildtheorie, die Darstellungen in allen Medien an die Sätze der Sprache angeschlossen, doch richtig bleibt. Auch wenn gelegentlich Bilder und Melodien zur Verdeutlichung von etwas Gesprochenem dienen können, worauf Wittgensteins spätere Untersuchungen aufmerksam machen, bleibt die sprachliche Darstellung zentral. Sie liefert deshalb das zentrale Medium für Erklärungen, weil sich ihre Bestandteile, die Wörter, anders als die Darstellungselemente der anderen Medien, im eigenen Medium, in der Sprache selbst erklären lassen, soweit sie verbal erklärt und nicht einfach (durch Einübung, Abrichtung) gelernt werden müssen. Wenn uns in bildlichen Darstellungen oder musikalischem Ausdruck etwas unverständlich ist, können wir darüber sprechen, um zu versuchen, es zu klären oder erklären. Wenn uns sprachlich etwas unverständlich ist, können wir zur Klärung und Erklärung dasselbe Medium benutzen, bedürfen nicht allgemein eines anderen; deshalb ist Sprache zentral, genauer: das universelle Medium (für das zudem, wegen seiner Erklärungsleistungen auch für Unverständliches in den anderen Medien ein Universalitätsanspruch besteht). Und sprachliche Bedeutung kann geradezu mit Beziehung auf dieses Merkmal definiert werden: „Die Bedeutung des Wortes ist das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt.“ (PU Abschnitt 560) Die frühere Sprachphilosophie hat diese Begründung des universellen Charakters der Sprache nicht in Anspruch nehmen können, weil sie die mit der Namen-Gegenstands-Theorie zusammenhängende irrierte These vertrat, Namen (im technischen Sinn der LPA) könnten gar nicht einführend erklärt, sondern nur zirkulär erläutert werden (3.263).

Die frühere, irreführende Assimilierung aller Arten von Darstellung an sprachliche hat diesen Charakter der Sprache als universelles Medium, für das ein Universalitätsanspruch besteht (weil es allgemein zur Erklärung von Unverständlichem in anderen Medien verwendet werden kann, diese aber nicht auch umgekehrt allgemein zur Verständlichmachung von Sprache, ganz zu schweigen davon, dass sie nicht wie die Sprache universell, der Selbsterklärung ihrer eigenen Elemente fähig sind), wie in einem dunklen Spiegel gesehen. Das bleibt an ihr richtig. Bilder haben, das ist das Fazit, in unserer geistigen Ökologie gegenüber sprachlichen Darstellungen nur

sekundäre Funktion. Soweit es um eine Definition geht, muss mit Aristoteles und Wittgenstein gesagt werden: Der Mensch ist das *zoon logon echon*, das die Sprache habende Tier.¹⁰

Subjekt

I.

Im konstruktiven System der LPA hat das Subjekts zwei Orte – einen, an dem ausdrücklich von ihm gehandelt wird, und einen, an dem es behandelt werden müsste, aber nicht wird. Der letztere ist also eine nur erschließbare Leerstelle.

Im Abschnitt über Darstellung sind wir ihr schon begegnet. Gedanken, die logische Bilder der Tatsachen, müssen von jemandem gedacht werden, bedürfen eines Denkers, besonders wenn sie explizit vollzogen werden. „Wir benützen das sinnlich wahrnehmbare Zeichen (Laut- oder Schriftzeichen etc.) des Satzes als Projektion der möglichen Sachlage. (–) Die Projektionsmethode ist das Denken des Satz-Sinnes.“ (3.11) In der Verwendung des Personalpronoms ‚wir‘ ist die Erforderlichkeit eines Denkers (von Denkern) für das Denken von Gedanken sachlich anerkannt. Aber die LPA versteht ‚Denken‘ als unbewusst-automatisches Operieren des Kalküls der WF-Funktionen zur Analyse der Sätze in die ihren Sinn konstituierenden Elementarsätze, über die im Denken schon verfügt werden soll, obwohl für sie keine Beispiele in der gesprochenen (oder geschriebenen) Sprache gegeben werden können. Dass das Operieren als ‚unbewusst‘ konzipiert wird, belegt eine Bemerkung Wittgensteins aus seiner Selbstkritik, in der er seine frühe Theorie des Satzes (und der Sprache, die hier nichts ist als die Menge der Sätze) mit Freuds Theorie des dynamisch Unbewussten vergleicht.¹¹ Diese Konzeption des Denkens hat keinen Platz für einen Denker.

Es ist daher völlig konsequent, wenn die LPA in ihrer ausdrücklichen Thematisierung von

10 Tugendhat hat die These vertreten, in der von Aristoteles aus seiner *Politik* angeführte Formulierung *zoon logon echon* müsse *logos* als *logos apophantikos* verstanden, der Ausdruck also mit ‚(Aussage)Satz‘ übersetzt werden. Ich habe dem in aller Ehrerbietung widersprochen in meiner ausführlichen Diskussion von *Egozentrität und Mystik*, am leichtesten zugänglich auf meiner Website <http://emlange.de>. (Die Stelle bei Tugendhat: S. 15 Fn).

11 „Wir haben nun eine Theorie; eine ‚dynamische‘ Theorie des Satzes, der Sprache, aber sie erscheint uns nicht als Theorie. Es ist ja das Charakteristische einer solchen Theorie, dass sie einen besonderen, klar anschaulichen, Fall ansieht, und sagt: ‚Das zeigt, wie es sich überhaupt verhält; dieser Fall ist das Urbild *aller* Fälle.‘ – ‚Natürlich! So muss es sein‘, sagen wir und sind zufrieden. Wir sind auf eine Form der Darstellung gekommen, die uns *einleuchtet*. Aber es ist, als haben wir nun etwas gesehen, was *unter* der Oberfläche liegt. (–) Die Tendenz, den klaren Fall zu verallgemeinern, scheint in der Logik strenge Berechtigung zu haben; man scheint hier mit *voller* Berechtigung zu schließen: ‚Wenn *ein* Satz ein Bild ist, so muss jeder Satz ein Bild sein, denn sie müssen alle wesensgleich sein.‘ Denn wir sind ja in der Täuschung, das Sublime, Wesentliche unserer Untersuchung bestehe darin, dass sie *ein* allumfassendes Wesen erfasse.“ (Z 444) Die Herausgeber merken zum ersten Auftritt des Ausdrucks ‚Theorie‘ richtig an, dass hier Freud der Bezugspunkt ist, wenn dieser „von seiner ‚dynamischen‘ Theorie des Traums (spricht).“

Sätzen, die propositionale Einstellungen zuschreiben und die ein Gegenbeispiel gegen die ExtensionalitätsThese der Satztheorie in der LPA (5.54; 6) sind (A glaubt, dass p der Fall ist‘; ‚A denkt p‘), eine Analyse skizziert, die einen Denker entbehrlich zu machen scheint.

Zunächst: Bei solchen Sätzen „scheint es nämlich oberflächlich, als stünde der Satz p zu einem Gegenstand A in einer Art von Relation.“ (5.541 b) Dagegen wird gehalten:

„Es ist aber klar, dass ‚A glaubt, dass p‘, ‚A denkt p‘, ‚A sagt p‘ von der Form ‚>p< sagt p‘ sind: Und hier handelt es sich nicht um eine Zuordnung von einer Tatsache und einem Gegenstand, sondern um die Zuordnung von Tatsachen durch Zuordnung ihrer Gegenstände.“ (5.542)

Die Tatsachen, die nach dieser Theorie im Fall einer propositionalen Einstellung einander zugeordnet sein sollen, sind der gesprochene oder geschriebene Satz (samt dem ihn analysierenden und damit Sinnbestimmtheit verleihenden Satz in der Denksprache) und die Tatsache oder der Sachverhalt. Denn Sätze sind Bilder der Tatsachen und als solche selbst Tatsachen.

An diese ‚Analyse‘, die ja nur eine dogmatische Behauptung ist, knüpft die ausdrückliche Behandlung des Subjekts in der LPA unter 5.6 an, wenn sie in der mittleren der 11 gesonderten Bemerkungen feststellt: „Das denkende, vorstellende, Subjekt gibt es nicht.“ (5.631 a)

Das ist in Wittgensteins Kontext die Gegenthese zur Grundthese von Schopenhauers Theorie der ‚Welt als Vorstellung‘: „Dasjenige, was Alles erkennt und von Keinem erkannt wird, ist das SUBJEKT. Es ist sonach der Träger der Welt, die durchgängige, stets vorausgesetzte Bedingung alles Erscheinenden, alles Objekts: denn nur für das Subjekt ist, was nur immer da ist.“¹² Die Gegenthese besagt – wenn man beachtet, dass uns die Welt als Gesamtheit der Tatsachen nur gegeben ist in ihrer Darstellung durch die Gesamtheit der als selber Tatsachen Bilder der Tatsachen darstellenden Sätze der Sprache, dann bedarf die Welt keines Subjekts als Trägers. Oder vielmehr: das besagt sie beinahe. Denn in gewisser Weise gibt es das Subjekt doch: „Das Subjekt gehört nicht zur Welt, sondern es ist eine Grenze der Welt.“ (5.632) Es gibt das Subjekt als reinen Bezugspunkt der Welt Darstellung durch Sprache von ihrer Grenze aus (es „schrumpft zum ausdehnungslosen Punkt zusammen“ - 5.64). In dieser Schrumpfform braucht auch die Theorie der LPA das Subjekt der neuzeitlichen Erkenntnistheorie. Und Wittgensteins Metaphern machen deutlich, dass dieses Subjekt extramundan verstanden werden muss, nichts in der Welt der Tatsachen ist, sondern eben nur ihre Grenze. Dabei kann seine Konzeption in dieser Hinsicht beanspruchen, Schopenhauer (durch dessen Lektüre als Schüler Wittgenstein beinahe alles, was er

12 Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, Erstes Buch, § 2 Anfang.

über Philosophiegeschichte wusste, kennen gelernt hat) nur konsequent zu Ende zu denken.¹³ Denn Schopenhauer hat schon den Solipsismus (‘theoretischen Egoismus’) als Implikation der idealistischen Erkenntnistheorie kritisiert (WWV I § 19) und Wittgenstein sah, dass eine Theorie des Subjekts wie bei Schopenhauer wider Willen selbst solipsistisch wäre. Dagegen glaubte sich Schopenhauer gefeit, weil er für seine Theorie der Welt als Vorstellung weder „vom Objekt noch vom Subjekt ausgegangen“ sei, „sondern von der VORSTELLUNG, welche jene beiden schon enthält und voraussetzt“. (WWV I § 7) In analoger Weise geht Wittgenstein von der Darstellung aus, aber er schrumpft das Subjekt zum ausdehnungslosen Punkt, auf den sich die Welt Darstellung je bezieht, um dem Solipsismus zu entgehen. Und doch behält seine Konzeption dazu Verwandtschaft.

Denn wie bei Kant das transzendente Subjekt (das ‚Ich denke‘, das alle meine Vorstellungen muss begleiten können; die ursprünglich-synthetische Einheit der Apperzeption) als „das in uns denkende Subjekt“ (KrV B 770) eine in jedem Fall von Vorstellen instantiierte Bedingung war und wie bei Schopenhauer das Subjekt „ganz und ungeteilt in jedem vorstellenden Wesen“ präsent ist (WWV I § 2), so bei Wittgenstein die Grenze der Welt in jedem Fall von Denken von Satz-Sinnen als Bezugspunkt der Welt Darstellung durch die sich wesentlich in Sätzen ausdrückenden Gedanken.

II.

Die ausdrückliche Behandlung des Subjekts steht in der LPA unter einem Leitsatz zweiter Ordnung: „*Die Grenzen meiner Sprache* bedeuten die Grenzen meiner Welt.“ (5.6) In der Verwendung des Wortes ‚mein‘ kommt die Subjektbezogenheit der Theorie zum Ausdruck.

Zunächst muss die Rede von ‚Grenzen‘ im Plural erläutert werden. Wittgenstein verstand sein theoretisches Projekt in der LPA als das der Markierung der Grenzen des Sinns, des überhaupt Verständlichen und Verstehbaren:

„Das Buch behandelt die philosophischen Probleme und zeigt – wie ich glaube – dass die Fragestellung dieser Probleme auf dem Missverständnis der Logik unserer Sprache beruht. Man könnte den ganzen Sinn des Buches etwa in die Worte fassen: Was sich überhaupt sagen lässt, lässt sich klar sagen; und wovon man nicht reden kann, darüber muss man schweigen.“

¹³ Wittgensteins Schülerin Elizabeth Anscombe hat berichtet: „As a boy of sixteen Wittgenstein had read Schopenhauer and had been greatly impressed by Schopenhauer's theory of the 'world as idea' (though not of the 'world as will'); Schopenhauer then struck him as fundamentally right, if only a few adjustments and clarifications were made.“ Anscombe: *An Introduction to Wittgenstein's Tractatus*, London 1959 (⁴1971), 11 f.

Das Buch will also dem Denken eine Grenze ziehen, oder vielmehr – nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken: Denn um dem Denken eine Grenze zu ziehen, müssten wir beide Seiten dieser Grenze denken können (wir müssten also denken können, was sich nicht denken lässt).

Die Grenze wird also nur in der Sprache gezogen werden können und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein.“ (LPA Vorwort b-d)

Wittgenstein markiert im Lauf seiner Darstellung drei Arten von Grenzen des Sinns – eine äußere und eine innere in der Kontradiktion und der Tautologie der Logik als der fundamentalen Bedingung allen Sinns (5.143 b-c); eine untere in der Beziehung der Namen in Elementarsätzen auf ihre Gegenstände, die sie vertreten und bedeuten (3.203, 3.22, 5.5561 a); und eine obere im Subjekt als Grenze der Welt. Wenn damit die Grenzen des Sinns in der Sprache markiert sein sollen, wie das *Vorwort* ankündigt, gehört die obere Grenze zur Sprache – und mit ihrer internen Voraussetzung der reduktiven Analyse von Sätzen über propositionale Einstellungen liegt darin auch einer der wenigen internen Belege für den Angelpunkt meiner Deutung der LPA, die Unterstellung einer Denksprachen-Annahme. Für sich gibt es sonst nur noch interne Belege, die sich auf komplizierte Erwägungen zur Form der Darstellung in der LPA stützen müssen¹⁴, sowie externe Belege aus den *Tagebüchern*, die der LPA vorausgingen (12.9.1916), einem wichtigen erläuternden Brief Wittgensteins nach Fertigstellung des Textes der LPA an Bertrand Russell (19.8.1919; P.S. 4) sowie aus der späteren Selbstkritik, die der LPA folgte (vor allem BIB 71 c; PU Abschnitte 81, 96-98, 101-102, 358).

Die Subjektbezogenheit der Sprachkonzeption in der LPA ist nicht, wie vielfach missverstanden wird, solipsistisch. Denn Wittgenstein fragt in den Folgesätzen zum Leitsatz 5.6 nicht, *ob* der Solipsismus eine Wahrheit ist, und bejaht diese Frage; sondern *inwieweit* er eine Wahrheit ist. Sodann sagt der Solipsist nicht, was er sagen müsste; Wittgenstein schreibt ihm das erst berichtigend zu (5.62 b-c). Ferner gibt es für ihn das denkende und/oder vorstellende Subjekt gar nicht (5.631), dessen Einzigkeit ein Solipsist behaupten würde, der etwa sagte ‚Nur meine Erfahrungen sind wirklich‘, ‚Nur ich sehe wirklich‘ oder auch ‚Die Welt ist meine Welt‘. Und schließlich kommt Wittgenstein zum Ergebnis, dass der streng durchgeführte Solipsismus „mit dem reinen Realismus zusammenfällt“ (5.64), also mit seinem diametralen Gegenteil. Philosophen sollten den Nachweis, dass eine kontroverse philosophische Position mit ihrem diametralen Gegenteil zusammenfällt, jedenfalls als eine Kritik dieser Position beabsichtigend anerkennen (unabhängig von einer Beurteilung ihres Erfolgs), wenn sie etwas von ihrem argumentativen Geschäft verstehen. Schließlich spricht eine weitere Auffassung Wittgensteins für die

14 Ich habe diese Belege zusammengetragen in : *Wittgenstein und Schopenhauer*, Cuxhaven 1989, Kap. III.

vorgeschlagene Interpretation. Der Solipsismus ist der Sache nach eine Radikalisierung des allgemeinen Skeptizismus bezüglich der Außenwelt, über den er in der Leugnung Bewusstseins auch anderer Subjekte hinausgeht. Den Skeptizismus aber hat Wittgenstein nicht für falsch oder unwiderleglich, sondern für sinnlos gehalten (6.51). Es wäre inkonsistent, wenn er den Solipsismus anders bewertet und gar selbst vertreten hätte.

Der einzige mir bekannte Interpret, mit dem ich in dieser Beurteilung übereinstimme, David Pears, hat Wittgensteins Position bezüglich des Subjekts als die eines ‚sliding peg‘, eines gleitenden oder gleiten lassenden Pflocks bezeichnet. In diesem Sinn waren aber auch schon Kants Konzeption des ‚in uns denkenden Subjekts‘ und Schopenhauers Subjekt der ‚Welt als Vorstellung‘ sliding pegs – eine einheitliche Struktur, die in jedem Fall von Denken oder Erkennen in einem empirischen Denker oder Erkennenden realisiert sein soll. Und das behält Wittgenstein in der LPA in äußerst reduzierter Form tatsächlich bei – als den ausdehnungslosen Bezugspunkt der Welt Darstellung durch Sprache, der in jedem Fall von Denken von Satz-Sinnen die obere Grenze jeweils ‚meiner Welt‘ bezeichnet.

Es kann diesen Vorschlag zum Verständnis ergänzend vielleicht stützen, wenn ich die einzige Stelle aus der späteren Selbstkritik Wittgensteins kurz diskutiere, die einen früher von Wittgenstein selbst vertretenen Solipsismus nahe legt. Sie findet sich im Kapitel 103 mit dem Titel ‚Idealismus‘ im so genannten *Big Typescript*. Die erste der 11 unterscheidbaren Bemerkungen lautet:

„[Ich sehe undeutlich eine Verbindung zwischen dem Problem des Solipsismus oder Idealismus und dem, der Bezeichnungsweise eines Satzes. Wird etwa das Ich in diesen Fällen durch den Satz ersetzt und das Verhältnis zur Wirklichkeit durch das Verhältnis von Satz und Wirklichkeit?]“ (BT 499 a)

Wittgenstein nimmt hier offensichtlich auf seine skizzierte Analyse der Sätze über propositionale Einstellungen in LPA (5.541-2) Bezug – denn in dieser Analyse ist genau dies der Fall: Das angebliche Verhältnis der Person A zur Tatsache p wird durch das Verhältnis des Satzes p zur Tatsache ersetzt. In dieser Ersetzung, sagt die spätere Bemerkung, sei undeutlich ein Zusammenhang zwischen den Problemen des Solipsismus und der Bezeichnungsweise eines Satzes zu sehen. Hat er damit seine eigene frühere Position des Solipsismus geziehen? Das scheint mir in keiner Weise der Fall zu sein – alles, was die spätere Bemerkung sagt, ist mit der Auffassung der ‚sliding peg‘-Interpretation und damit mit der Auffassung vereinbar, auch in ihr gehe es schon um eine Kritik des Solipsismus, wenn auch nur eine Position erreicht wird, die ihm in der Subjektbezogenheit der Denksprache noch verwandt genug bleibt. Dass die weiteren

Bemerkungen in BT eine Kritik von Solipsismus und Idealismus intendieren, ist dabei ganz unstrittig.¹⁵

III.

Wittgensteins LPA ist nicht nur ein äußerst kunstvoll und geschlossen konzipierter Text, sondern ein philosophisches System, dessen sämtliche Auffassungen eng miteinander verknüpft sind. Seine sogenannte zweite Philosophie ab 1929 entfaltet sich wesentlich als Selbstkritik an diesem System, seinen Auffassungen und dem Zusammenhang, in den es sie gebracht hatte. Daher ist es, um einen Komplex von Auffassungen wie die zum Subjekt verständlich zu machen, erforderlich, auf den weiteren Zusammenhang schon skizzenhaft einzugehen, auch wenn damit späteren Darlegungen, insbesondere zur Philosophie-Konzeption, vorgegriffen wird.¹⁶

Wittgenstein hat die Schwierigkeit aus dem Zusammenhang der Probleme der Philosophie untereinander am Anfang einer Vorlesung von 1933/34 (dem so genannten *Gelben Buch*) so beschrieben:

„Es ist etwas Wahres an Schopenhauers Ansicht, dass die Philosophie einen Organismus bildet, und dass ein Buch über Philosophie, das Anfang und Ende hat, eine Art Selbstwiderspruch darstellt. Eine Schwierigkeit mit der Philosophie ist, dass wir keine Übersicht haben. Die Schwierigkeiten, auf die wir stoßen, sind von der Art, wie wir sie mit der Geographie eines Landes hätten, für das wir keine Karte haben, oder nur eine Karte isolierter Teilstücke. Das Land, von dem hier die Rede ist, ist die Sprache, und die Geographie ist die Grammatik. Wir können ohne weiteres in dem Lande herumgehen, doch wenn wir gezwungen sind, eine Karte anzufertigen, geraten wir auf Irrwege, Die Landkarte wird verschiedene Straßen aufweisen, die durch dasselbe Land führen und von denen wir jede beliebige nehmen können, aber nicht zwei, genauso wie wir in der Philosophie ein Problem nach dem anderen aufgreifen müssen, obwohl eigentlich jedes Problem zu einer Vielfalt anderer Probleme führt. Wir müssen warten, bis wir wieder an unseren Ausgangspunkt gelangen, d.h. Ehe wir entweder das zuerst angegangene Problem abhandeln oder zu einem anderen übergehen können. In der Philosophie sind die Dinge nicht so einfach, dass wir sagen könnten: ‚Wir wollen einen ungefähren Eindruck gewinnen‘, denn wir kennen das Land ausschließlich durch die Kenntnis der Verbindungen zwischen den Straßen. Deshalb schlage ich die Wiederholung als Mittel vor, einen Überblick über die Verbindungen zu bekommen.“ (Vorl 199)

Die Kritik an der Subjektkonzeption der LPA gibt Wittgenstein im Rahmen einer zweiten, nun erst wirklich erfolgreichen Kritik des Solipsismus im letzten Drittel des *Das Blaue Buch*

15 Auf die 7. Bemerkung in diesem Zusammenhang, die den Idealismus darin wahr findet, dass für ihn „der Sinn des Satzes aus seiner Verifikation ganz hervorgeht“ - BT 499 g – gehe ich im Zusammenhang des dritten Problemkreises ein.)

16 Im folgenden Abschnitt zur Kritik an der Subjekt-Konzeption der LPA folge ich, sie stellenweise verbessernd, einer Darstellung, die ich schon in *Wittgenstein und Schopenhauer*, Kap. VII zu geben versucht habe.

genannten Diktats an sieben seiner Studenten in Cambridge 1933/34. Meine folgende Darstellung gliedere ich in vier Abschnitte: b. Zur Methode der Solipsismus-Kritik; c. Formulierungen für den Solipsismus und Nachweis ihrer Sinnlosigkeit; d. Die Erklärung-was der solipsistischen Verirrung; e. Die Erklärung-wie-möglich der solipsistischen Verirrung. Vorausgeschickt wird eine Skizze der allgemeinen Selbstkritik Wittgensteins am philosophischen System der LPA: a. Elemente der allgemeinen Selbstkritik.

a. Elemente der allgemeinen Selbstkritik

Der Hauptwiderspruch der Konzeption der LPA betrifft das Selbstverständnis der Philosophie. Offiziell verstand Wittgenstein die Philosophie nicht wie Schopenhauer und Russell (aber auch Frege) als ‚allgemeinstes Wissen‘ in Kontinuität mit den Wissenschaften, sondern *reflexiv* als ‚Sprachkritik‘ (4.0031) auf dem Wege der Tätigkeit einer logischen Klärung der Gedanken (4.122 a/b). Aber die mit dieser Auffassung verbundene, zur allein richtigen erklärte Methode, die dialogisch-dialektische Sinnkritik an metaphysischen Äußerungsversuchen anderer (6.53), wendet Wittgenstein in der LPA selbst gar nicht an. Statt dessen ist seine Darstellung bestimmt von einer früheren, dogmatischen Auffassung, die Philosophie bestehe aus Logik und Metaphysik und erstere sei Grundlage der letzteren (vgl. Tb 206 g). Auch in dieser älteren Auffassung ist die Philosophie von den Wissenschaften abgehoben, ‚gibt keine Bilder der Wirklichkeit‘ und ‚kann die wissenschaftliche Forschung weder bestätigen noch widerlegen‘. (ebd., e/f) Aber sie gibt in dieser Auffassung gleichwohl ‚einen Aufschluss über das Wesen der Welt‘ (3.3421). Wie könnte sie das als bloße ‚Sprachkritik‘? Sie soll das können, weil die Sprache in den Elementarsätzen und der Vertretungsbeziehung zwischen Gegenständen und Namen ein ontologisches Fundament hat, insofern die Gegenstände vermöge ihre Form ‚die Möglichkeit aller Sachlagen (enthalten)‘. (2.014)

Wittgenstein selbst hat diesen Widerspruch in der Philosophie-Auffassung, der für eine reflexive Konzeption desaströs ist, weil er dazu führt, dass die reflexive Philosophie unzureichend reflexiv ist, über sich selbst und den Status ihrer Klärungen keine konsistente Auskunft geben kann (das aber das erste Erfordernis der Reflexivität ist), auf eine dogmatische Einstellung zurückgeführt, an der auszusetzen ist, „dass sie gewissermaßen arrogant ist“ (WWK 182). Arrogant ist es, sich über den Umstand einfach hinweg gesetzt zu haben, dass nach der explizierten Sprachauffassung der LPA und den für sie konstitutiven Grenzen des Sinns es gar keine ‚philosophischen Sätze‘ gibt, etwas Philosophisches sich gar nicht sagen lässt: „Das Resultat der Philosophie sind nicht ‚philosophische Sätze‘, sondern das Klarwerden von Sätzen.“ (4.112 c)

Dogmatismus charakterisierte aber auch die grundlegenden Postulate der Sprachauffassung: Das Bipolaritätsprinzip, nach dem nur das ein Satz ist, was sowohl wahr sein als auch falsch sein kann (vgl. Tb 189 d; 4.06); die Forderung der Bestimmtheit des Sinns (3.23; 'Alle Sätze der Umgangssprache sind tatsächlich, so wie sie sind, logisch vollkommen geordnet.' 5.5563); die Forderung der alternativlosen vollständigen logischen Analyse jedes Satzes in seinen Sinn konstituierende Elementarsätze ('Es gibt eine und nur eine vollständige Analyse des Satzes.' 3.25); sowie die Überzeugung, diese unike vollständige Analyse sei, obwohl im Denken der Satzsinne schon verfügbar, für die gesprochene und geschriebene Sprache etwas, das *entdeckt* werden müsste. (vgl. 5.5571)

In seiner späteren Philosophie behält Wittgenstein das Bipolaritätsprinzip für empirische Aussagesätze zwar bei, aber seine Reichweite und sein sinnkritisches Gewicht schrumpfen beträchtlich, weil Wittgenstein nun die große Mannigfaltigkeit von Arten von Sätzen in der Sprache anerkennt:

„Wir erkennen, dass, was wir ‚Satz‘, ‚Sprache‘, nennen, nicht die formelle Einheit ist, die ich mir vorstellte, sondern die Familie mehr oder weniger verwandter Gebilde.“ (PU Abschnitt 108)

„Es ist interessant, die Mannigfaltigkeit der Werkzeuge der Sprache und ihre Verwendungsweisen, die Mannigfaltigkeit der Wort- und Satzarten, mit dem zu vergleichen, was Logiker über den Bau der Sprache gesagt haben. (Und auch der Verfasser der *Logisch-Philosophischen Abhandlung*.)“ (PU Abschnitt 23 d)

Die wichtigste Folge der Anerkennung von den mannigfaltig verschiedenartigen Verwendungsmöglichkeiten von Sätzen verschiedener Arten ist, dass es nun auch offiziell Sätze des philosophischen, sprachkritischen Sprachspiels geben kann. Wittgenstein erkennt das nur sehr selten ausdrücklich an (z.B. PU Abschnitt 120), dann aber unmissverständlich:

„Wenn auch ‚die Klasse der Löwen ist kein Löwe‘ wie ein Unsinn erscheint, dem man nur aus Höflichkeit einen Sinn beilegen könne; so will ich diesen Satz doch nicht so auffassen, sondern als rechten Satz, wenn er nur richtig aufgefasst wird. (Also nicht wie in der Log.Phil.Abh.) Meine Auffassung ist hier sozusagen anders. Das heißt aber: es gibt auch ein Sprachspiel mit diesem Satz.“ (BGM 402 f.)

Weil es nun auch ein philosophisches Sprachspiel (oder philosophische Sprachspiele) geben kann, sogar, wie das Beispiel zeigt, mit satzförmiger Verwendung von nach der Konzeption der LPA nicht in Sätzen verwendbaren formalen Begriffen, die Variablen bezeichnen (‘Klasse‘) (vgl. 4.127-4.12721), kann Wittgenstein nun seine schon in der LPA zur allein richtigen erklärte Methode dialogisch-dialektischer Sinnkritik auch ausdrücklich befolgen (vgl. WWK 183 unten). Freilich ist diese Methode nicht eine, sondern nur ein Methodenschema: „Es gibt nicht *eine*

Methode der Philosophie, wohl aber gibt es Methoden, gleichsam verschiedene Therapien.“ (PU Abschnitt 133 d)

Den Dogmatismus der logischen Analyse gibt Wittgenstein gänzlich auf (WWKL 182 f., 209 f.; PU Abschnitte 60-64), insbesondere die Vorstellung, „die logische Analyse müsse verborgene Dinge an den Tag bringen (wie es die chemische und physikalische tut)“ (PG 210). A fortiori geht das frühe Konzept des Elementarsatzes über Bord (PG 211 – elementar sind jetzt einfach Sätze, die keine logischen Wörter enthalten) und damit auch die Idee wirklicher, absolut einfache Gegenstände vertretender und bedeutender Namen. (PU Abschnitte 40-59). Damit ist aber auch die Konzeption absolut einfacher Gegenstände selbst obsolet.

Die Ontologie der LPA zieht der spätere Wittgenstein der Sache nach einer Verwechslung von Intensionen und Extensionen, wenn er sich vorwirft, Tatsachen und Komplexe verwechselt zu haben (PB 301-303 = PG 199-201; vgl. BIB 57 f.). Das Zutreffen dieser manchmal in ihrem Recht bezweifelten Selbstkritik kann man einsehen, auch wenn Wittgenstein in der LPA nie behauptet hat, *ein* einzelner bestehender Sachverhalt sei eine Tatsache (eine Tatsache ist terminologisch auf die Verkettung mehrere Sachverhalte festgelegt – das ontologische Spiegelbild der Thesen der Extensionalität und der Analyse). Denn die Verwechslung kommt durch den Doppelstatus der Gegenstände zustande: Gegenstände sind die Bedeutungen von wirklichen Namen in Elementarsätzen. Aber sie müssen zugleich extensionale Entitäten sein, denn Wittgenstein behauptet auch, dass die „materiellen Eigenschaften ... durch die Konfiguration der Gegenstände gebildet“ werden (2.0231)

Seine neue Auffassung formuliert Wittgenstein provokativ dahin, dass es keine „Verbindung der Sprache mit der Wirklichkeit“ (WWK 210) gebe, wie sie in der LPA in den Beziehungen von Namen auf Gegenstände gedacht war. Diese Verbindung war gemäß der LPA immer schon in den „Erläuterungen“, Sätzen, die die Namen als Urzeichen enthalten und daher nur verstanden werden können sollten, wenn ihre Bedeutung schon bekannt war, in der Denksprache zustande gebracht. Die Konfusion dieses Konzepts zwischen Regel (ostensiver Definition) und Aussagesatz (Elementarsatz) wird jetzt durch eine klare Unterscheidung zwischen beiden ersetzt (PB I Abschnitt 6). Und die Muster, Paradigmata, als die die Gegenstände in ostensiven Definitionen fungieren, werden zur (Wort-)Sprache und nicht zur Wirklichkeit gerechnet, zu der sie als Subjekte/Objekte der Aussagesätze gehören. (PU Abschnitt 16 a/b). Damit verschwindet der Unterschied zwischen den Regeln der (wahrheitsfunktionalen) Satzverknüpfung und den die ‚Verbindung‘ zwischen Sprache und Wirklichkeit herstellenden ‚Erläuterungen‘ (Regeln), der in

der LPA impliziert ist – und damit die am Logikkalkül orientierte Auffassung der gesamten Sprache als einer (durch Angabe eines ex ante geschlossenen Redebereichs) interpretationsbedürftigen Struktur:

„Man möchte zwischen Regeln der Grammatik unterscheiden, die ‚eine Verbindung von Sprache und Wirklichkeit herstellen, und solchen, die es nicht tun. Eine Regel der ersten Art ist: ‚diese Farbe heißt >rot<‘, – eine Regel der zweiten Art: ‚ $\neg \neg p = p$ ‘. Über diesen Unterschied besteht ein Irrtum; die Sprache ist nicht etwas, dem eine Struktur gegeben, und das dann der Wirklichkeit aufgepasst wird.“ (PG IV Abschnitt 46 d; vgl. PG S. 311 c)

„Die Verbindung zwischen ‚Sprache und Wirklichkeit‘ ist durch die Worterklärungen gemacht,– welche zur Sprachlehre gehören, so dass die Sprache in sich geschlossen, autonom, bleibt.“ (PG IV Abschnitt 55 c)¹⁷

Mit der Ebene der nur postulierten Elementarsätze, den Urzeichen der wirklichen Namen und den absolut einfachen Gegenständen sowie der in den Beziehungen Namen/Gegenstände begründeten ‚Verbindung von Sprache und Wirklichkeit‘ – natürlich bezieht sich die Sprache in der Wahrheit und Falschheit von Sätzen, der Befolgung und Nichtbefolgung von Befehlen, der Erfüllung und Nichterfüllung von Wünschen etc. weiterhin wesentlich auf die Wirklichkeit – geht selbstverständlich auch die für sie konstitutive ‚Forderung der Bestimmtheit des Sinns (3.23) dahin. Vagheit führt nicht länger zu Sinnlosigkeit, auch wenn sie nicht eliminierbar ist (vgl. PU Abschnitt 71). Die Namenstheorie der Wortbedeutungen, die ihr Fundament im Konzept des Elementarsatzes hatte¹⁸, wird als durchdringender Fehler erkannt und im so genannten ‚augustinischen Bild der Sprache‘ (PU Abschnitte 1, 4, 32) zu einem Modell verallgemeinert, das die Selbstkritik der Sprachkonzeption der LPA in den PU im ganzen orientiert.

Eine Voraussetzung der ‚Forderung der Bestimmtheit des Sinns‘ war, neben und sogar noch vor dem Bipolaritätsprinzip, dass Wittgenstein das von Frege übernommene propositionale Zusammenhangsprinzip (‚Nur der Satz hat Sinn; nur im Zusammenhang des Satzes hat ein Name

17 Die hier angetippte Lehre von der Autonomie der Grammatik (vgl. PG X, Abschnitte 133 ff.; Z 301 ff.), die umfassendste Konsequenz der Revision der Sprachauffassung, werde ich im Problembereich ‚Welt und Wirklichkeit – Sinn und Wahrheit‘ ausführlicher behandeln.

18 Ein nicht mehr dogmatisch bestimmter Elementarsatz ist einfach ein (einfacher) Satz, der keine (aussagenlogischen) Wörter enthält. Das Problem hinter den Elementarsatzspekulationen, ‚wie kommt der Satzverband zustande‘? (LPA 4.221 b), nimmt Wittgenstein nicht wieder ausdrücklich auf, weil er einsah, dass das an der elementaren syntaktischen Form des Prädikatenkalküls orientierte Elementarsatzkonzept noch ganz verschiedene ‚logische Formen‘ enthält. Eine deskriptive Aufklärung der normalen Sprache muss neben der, nach dem Vorschlag Hans Julius Schneiders', an Sortierhandlungen orientierten elementaren Prädikation einer Eigenschaft von einem Ding noch mindestens die Zuschreibung einer Handlung oder Einstellung an eine Person sowie die an instrumentellen Handlungen orientierte Form ‚Subjekt-Prädikat-Objekt‘ als elementare *Satzformen* auffassen und außerdem *Regeln* von vornherein einräumen (weil alles Sprechen die Unterscheidung richtig/falsch voraussetzt) und damit auch mindestens zwei grundlegende Satzverwendungsarten – *indikativ* und *imperativ* – als elementar auffassen.

Bedeutung.“ 3.3) als unumstößliche Wahrheit akzeptiert hatte.¹⁹ Diesem Prinzip in Wittgensteins Deutung zufolge ist es für Bedeutung eines Wortes sowohl notwendig als auch schon hinreichend, dass es im Satzzusammenhang auftritt/aufzutreten kann. An den einfachen Sprachspielen zu Beginn der PU (besonders Abschnitte 19/20) zeigt Wittgenstein nun aber, dass ein Auftretenkönnen in Sätzen für die Bedeutung von Wörtern weder notwendig noch hinreichend ist. Deshalb formuliert er seine spätere Auffassung in allgemeiner, synoptisch zusammenfassender Weise nie mehr in Bezug auf Sätze, sondern in Bezug auf Wörter, für diese aber so, dass der den bedeutungskonstitutiven Kontext ausweitet: „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“ (PU Abschnitt 43 – das soll zudem nur für eine große Klasse von Fällen, nicht für alle Fälle gelten). Ein Zusammenhangsprinzip für Sätze und als theoretischen Grundsatz zu formulieren, hält Wittgenstein nun sogar für sinnlos (PB II, Abschnitt 14 a: ein Hebel ist nicht nur ein Hebel, wenn man ihn aktuell gebraucht²⁰). Diese Konsequenz zieht er freilich überwiegend lieber so, dass er den bedeutungskonstitutiven Kontext für Wörter ins Unbestimmte hinein erweitert: „Nur im Fluss der Gedanken und des Lebens haben die Worte Bedeutung“ (Z 173, Z 135). Wegen der Ersetzung des Satzzusammenhangsprinzips als bedeutungstiftend durch weiteste Zusammenhänge (‘Sprachspiel’, die ganze Sprache; der Fluss der Gedanken und des Lebens) kann Wittgensteins spätere Sprachphilosophie ‚holistisch‘ genannt werden, obwohl auch die frühere nicht nur ‚atomistisch‘ war (in der Lehre vom logischen Raum hatte sie einen holistischen Zug).

Mit den Elementarsätzen und der für sie bestimmenden Forderung der Bestimmtheit des Sinns geht schließlich auch die Bildtheorie des Satzes als explanatorische Theorie der Darstellungsleistung und der Bipolarität von Sätzen dahin. Zu sagen, dass ein Satz ein Bild ist, kann nur noch den Status eines in bestimmten Hinsichten erhellenden Vergleichs beanspruchen. Jeder stärkere Anspruch führt entweder zu einem grundlegenden Fehler oder aber führt jedenfalls in die Irre. Ein grundlegender Fehler ist es, explanatorisch die Beziehung zwischen Satz und Sachverhalt/Tatsache über den Begriff einer ihnen gemeinsamen Form der Abbildung auf etwas Faktisches (Homologie oder Isomorphie der Sätze mit dem von ihnen Dargestellten) reduzieren zu wollen. Damit würde das Element der Intention aus der internen Beziehung entfernt (auf der elementaren Ebene entstünde die Frage: Warum ist nicht die Tatsache das Bild des Bildes/Satzes, wenn doch beide isomorph sind?) und das hat desaströse Folgen:

19 Den Zusammenhang der semantischen Prinzipien der LPA mit ihrer Konzeption im Ganzen habe ich unter dem Titel „Das Argument für das philosophische System der LPA“ in Kap. III meines Studienkommentars zur LPA (1996) in sieben auseinander motivierten Thesen dargestellt. (Paderborn u.a. 1996, 41-61)

20 Diese Bemerkung ist aus WA 2, 167 d entwickelt. Noch sprechender ist ihre erste Version: „Wenn man sagt: nur im Satzzusammenhang hat ein Wort Bedeutung, so heißt das, dass ein Wort seine Funktion als Wort nur im Satz hat und das lässt sich ebenso wenig sagen, wie, dass ein Sessel seine Aufgabe nur im Raum erfüllt. Oder vielleicht besser: Wie ein Zahnrad nur im Eingriff in andere Zähne seine Funktion *ausübt*.“

„Eine falsche Auffassung des Funktionierens der Sprache zerstört natürlich die ganze Logik und alles, was mit ihr zusammenhängt, und bringt nicht an irgendeiner Stelle nur eine kleine Störung hervor.

Wenn man das Element der Intention aus der Sprache entfernt, so bricht damit ihre ganze Funktion zusammen.“ (PB III Abschnitt 20 b/c)

Wird aber die elementaristische Deutung der These über die Gemeinsamkeit der Form (der Abbildung) zwischen Satz und Sachverhalt/Tatsache, die zur erklärenden Reduktion führt, aufgegeben, dann kann die Bildtheorie des Satzes in die Beschreibung der grammatischen Regeln für intentionale Beziehungen übersetzt werden (eine Erwartung ist die Erwartung ihrer Erfüllung; die Erwartung dass p erwartet p: „In der Sprache berühren sich Erwartung und Erfüllung.“ PU Abschnitt 445). Ausführlich tat Wittgenstein das in PB III. Die Irreführung besteht in Folgendem: Die Bildauffassung des Satzes erweckt als Theorie den Eindruck, da sei etwas der Erklärung bedürftig i. S. von aus Einfacherem abzuleiten. Tatsächlich ist bezüglich grammatischer Regeln kein Raum für erklärende Theorie. Das einzige, was an ihnen erklärt werden kann, ist, wie sie zu verstehen und zu befolgen sind (die Grammatik ist Sprach*lehre*), d.h. wie die von ihnen bestimmten sprachlichen Ausdrücke und Formen verwendet werden müssen, wenn sie richtig verwendet werden sollen:

„Wenn man nun fragt: Ist also die Tatsache durch die Erwartung auf ja und nein bestimmt, oder nicht, – d.h., ist es bestimmt, in welchem Sinn die Erwartung durch ein Ereignis – welches immer eintreffen mag – beantwortet werden wird,– so muss man antworten: Ja ! Wenn nicht der Ausdruck der Erwartung unbestimmt ist, insofern er z.B. eine Disjunktion verschiedener Möglichkeiten enthält.

„Der Satz bestimmt doch schon im voraus, was ihn wahr machen wird.“ Gewiss, der Satz ‚p‘ bestimmt, dass p der Fall sein muss um ihn wahr zu machen; und das heißt:

(der Satz p) = (der Satz, den die Tatsache p wahr macht). ...

Wie alles Metaphysische ist die Harmonie zwischen Gedanken und Wirklichkeit in der Grammatik aufzufinden.“ (PG VIII Abschnitt 112 d)

Die für Bildhaftigkeit für konstitutiv gehaltene Gemeinsamkeit der Form zwischen Darstellendem und Dargestelltem wird also als dogmatische Forderung und als Irrtum eingesehen. Die Bestimmung, dass ein Bild mit den abbildenden Beziehungen seiner Elemente als Fühlern die Wirklichkeit berühre (2.1515), wird als verzweifelter Versuch eingesehen, Bestimmtheit des Sinns durch Bestimmtheit der ‚Bedeutung‘ zu sichern und der Kontingenz des freien Gebrauch von Darstellungsmitteln zu entziehen:

„Man kann sagen: eine Werkzeichnung dient als Bild des Gegenstandes, den der Arbeiter nach ihr anfertigen soll.

Und man könnte ‚Projektionsmethode‘ die Art und Weise nennen, wie der Arbeiter so eine Zeichnung in die Arbeit umzusetzen hat. Man könnte sich so ausdrücken: die Projektionsmethode vermittele zwischen der Zeichnung und dem Objekt, sie reiche von der Zeichnung zum Werkstück. Man vergleicht das die Projektionsmethode mit Projektionsstrahlen, die von einer Figur zur andern reichen. – Wenn aber die Projektionsmethode eine Brücke ist, dann ist sie eine, die nicht geschlagen ist, solange die Anwendung nicht gemacht ist. – Dieser Vergleich lässt es erscheinen, dass das Bild mitsamt Projektionsstrahlen nun nicht noch verschiedene Anwendungsarten zulässt, sondern dass durch Bild und Projektionsstrahlen das Abgebildete, auch wenn es tatsächlich nicht vorhanden, ätherisch bestimmt ist, so bestimmt nämlich, als sei es vorhanden. (Es ist ‚auf ja und nein bestimmt‘.²¹ (PG S. 213)

Dass ein Bild auch mit Projektionsstrahlen, ja sogar mit angefügter Beschreibung der auf es anzuwenden Projektionsmethode, nicht noch verschiedene Anwendungsmöglichkeiten zulässt, ist einfach ein Irrtum. Wittgenstein zeigt das an Beispielen der vielfachen Lesbarkeit von Tabellen (z.B. PG IV Abschnitt 52; BIB 58-62; PU Abschnitte 85-86). Erklärungen, wie die Beschreibung der Projektionsmethode eines Bildes eine wäre, haben irgendwo ein Ende (BIB 32-34; PU Abschnitt 217) und an ihrem Ende hängt alles weitere vom Handeln ab, von den (natürlichen und kulturellen) Gewohnheiten und Neigungen, so-und-so zu handeln. Deshalb wird der *Gebrauch*, die *Gepflogenheit* des Gebrauchs und sonst nichts definitiv für Bedeutung. (vgl. PU Abschnitte 197-206) Gleichwohl ist es nicht so, dass eine *Gebrauchstheorie* der Bedeutung die Bildtheorie des Satzes ersetze – die Gebrauchsauffassung ist keine Theorie, sondern eine allgemeine, synoptische Beschreibung unserer gewöhnlichen Weisen von Sprachgebrauch und Bedeutungserklärungen. Die Bildtheorie des Satzes als Folge der dogmatischen Forderung nach Bestimmtheit des Sinns verdankte sich letztlich einem Irrglauben, den Wittgenstein so formuliert: „Jedes Zeichen kann im Prinzip gedeutet werden; aber die *Bedeutung* darf nicht gedeutet werden; sie ist die letzte Deutung.“ (BIB 61)

Diese Bestimmtheit hatte Bedeutung in der LPA letztlich dadurch, dass der Sinn der Sätze beim Äußern oder Hören ihrer gemeint und verstanden (‘gedacht‘) wird, und zwar derart, dass sie in in die ihren Sinn (und seine Bestimmtheit) konstituierenden Elementarsätze analysiert wird. Dieser hintergründige Mentalismus oder Psychologismus der Sprachkonzeption in der LPA ist der Grund dafür, dass in Wittgensteins späterer Philosophie die psychologischen Begriffe, zunächst die mit der Sprachverwendung enger zusammenhängenden des Meinens, Verstehens, Denkens etc. so im Zentrum stehen, wie das der Fall ist. Die spezifische Form des Mentalismus in der

21 Wittgenstein zitiert hier ungenau LPA 4.023 a.

Denksprachenannahme wird mit einem einfachen Argument abgewiesen: sie vermehrt nur die Sprache um etwas Gleichartiges und erklärt darum nichts – ganz abgesehen davon, dass es irreführend ist, hier eine ‚Erklärung‘-was oder -warum zu suchen:

„Wir sagen ‚der Satz ist keine bloße Lautreihe, er ist mehr‘; wir denken daran, dass ein chinesischer Satz für uns eine bloße Lautreihe ist, dass das eben heißt, dass wir ihn nicht verstehen, und wir sagen, das kommt daher, dass wir beim chinesischen Satz keinen Gedanken haben (z.B. das chinesische Wort für ‚rot‘ bringt in uns keine rote Vorstellung hervor). ‚Also ist das, was den sinnvollen Satz von bloßen Lauten unterscheidet der hervorgerufene Gedanke.‘ Der Satz ist wie ein Schlüsselbart dessen einzelne Auszahnungen so angeordnet Hebel des Seele in gewisser Weise bewegen. Der Satz spielt gleichsam auf dem Instrument der Seele ein Thema (den Gedanken). Wozu aber soll ich jetzt außer dem systematischen Spiel der Worte noch ein mit diesem parallel laufendes Spiel geistiger Elemente annehmen? Es vermehrt ja die nur die Sprache um etwas Gleichartiges.“(PG VII Abschnitt 104 a).

Aber seine Behandlung der psychologischen Begriffe, auch der für die Sprachverwendung wichtigen, beschränkt Wittgenstein nicht auf die Form des Mentalismus, von der er PU Abschnitt 81 ausdrücklich sagt, er sei zu ihm „verleitet“ gewesen.

Die Denksprachenannahme war nun in Verbindung mit einer skizzierten Analyse von Sätzen über propositionale Einstellungen (5.541-2) das Fundament von Wittgensteins erster Kritik des Solipsismus in der LPA, insofern sie kritisch primär durchführt, warum es das „denkende, vorstellende, Subjekt“ nicht gibt, also um die Folgerung zu blockieren, die Denksprachenannahme führe auf ein aktives Denksubjekt, das wie Schopenhauers Erkenntnissubjekt den Solipsismus unvermeidlich werden lässt; wenn sie auch positiv zu einer dem Solipsismus noch verwandten Position führte, die David Pears die des ‚sliding peg‘ genannt hat. Wenn die Denksprachenannahme mit der auf sie führenden Analyse der Sätze über propositionale Einstellungen, die die Nichtexistenz des denkenden Subjekts auch positiv darin zeigt, dass ein solches Subjekt nichts Einheitliches sein könnte, wie ein aktives Subjekt sein müsste, nun preisgegeben werden muss, dann wird auch eine neue Kritik des Solipsismus erforderlich. Sie hat ihre zum Erfolg geführte Version im letzten Drittel des *Blauen Buches*, deren Methode ich mich nun zuwende.

b. Zur Methode der Solipsismus-Kritik

Für die spätere Philosophie Wittgensteins gibt es nicht eine Methode der philosophischen Kritik, sondern Methoden, gleichsam verschiedene Therapien (PU Abschnitt 133 d). Deshalb muss die in der Behandlung eines philosophischen Problems befolgte Methode ausdrücklich bestimmt werden.

Die zweite Kritik des Solipsismus prozediert im Unterschied zur ersten in der LPA nicht ‚von oben‘, von einem sprachphilosophisch-metaphysischen System her, sondern ‚von unten‘, vom normalen Sprachgebrauch her. Sachlich sind dafür der Methode drei Schritte vortgeschrieben.

Ein Aspekt des ersten Schritts ist die einzig richtige Methode der Philosophie aus der LPA (6.53) Denn Wittgenstein geht so vor, dass er den Solipsisten durch Nachweise, die Verwendung bestimmter Wörter in für den Ausdruck seiner Überzeugung gewählten Formulierungen habe keinen bestimmten Sinn, von einer Formulierung zur nächsten und schließlich in die Sprachlosigkeit, die Unfähigkeit, sich auszudrücken, treibt. Aber die Befolgung nur dieses Aspekts der Methode in ihrem ersten Schritt hätte keine Aussicht, den Solipsisten zu therapieren – sie müsste ihn nur verstockt machen. Denn der Nachweis, in den Formulierungen seiner Überzeugung den Sinnbedingungen für die Verwendung bestimmter Wörter, die in der normalen Sprache gelten, nicht zu genügen, wäre bloß eine ungenügende Common-Sense-Antwort an den Solipsisten, die seine Probleme nicht löste (BIB 95). Wittgenstein ergänzte darum den ersten Aspekt des ersten Schritts der Methode durch ein weiteres, sachlich vorgängiges Erfordernis: Er verlangt (von sich), die Irrtümer des Solipsisten möglichst sprechend, charakteristisch zu formulieren. Zu diesem Aspekt schrieb er im Philosophie-Kapitel des *BigTypescript*:

„Eine der wichtigsten Aufgaben ist es, alle falschen Gedankengänge so charakteristisch auszudrücken, dass der Leser sagt ‚ja, genau so habe ich es gemeint‘. Die Physiognomie jedes Irrtums nachzuzeichnen.– Wir können ja auch nur den Andern eines Fehlers überführen, wenn er anerkennt, dass dies wirklich der Ausdruck seines Gefühls ist // wenn er diesen Ausdruck (wirklich) als den richtigen Ausdruck seines Gefühls anerkennt. //

Nämlich, nur wenn er ihn als solchen anerkennt, ist er der richtige Ausdruck. (Psychoanalyse.)“ (BT 410 c/d)

Der parenthetische Hinweis auf Psychoanalyse geht auf die Gemeinsamkeit, dass auch in der psychoanalytischen Kur die intellektuelle (und affektive) Annahme einer Deutung ein Test für ihre Richtigkeit sein muss. Auch den Aspekt der affektiven Annahme sieht Wittgenstein als eine Schwierigkeit für seine Versuche, den Adressaten seiner Kritik durch Nachzeichnung der Physiognomie seines Irrtums zu erreichen: „Es kann schwer sein, einen Ausdruck nicht zu gebrauchen, wie es schwer ist, die Tränen zurückzuhalten, oder einen Ausbruch des Zorns // der Wut.“ (BT 406 a)

Der zweite Schritt der gegenüber dem Solipsisten gebrauchten Kritikmethode besteht darin, durch eine Neubeschreibung dessen, was der Solipsist in Formulierungen seiner Überzeugung

eigentlich tut, zu einer Erklärung-was zu kommen. Diesem Schritt entspricht in der Psychoanalyse die theoretische Deutung von Analysedaten durch den Therapeuten. In beiden Fällen ist dieser Schritt, anders als der Formulierungsaspekt des ersten, von einer Anerkennung durch den Adressaten unabhängig.

Der dritte Schritt der Kritik besteht schließlich darin, ein Fundament für die Möglichkeit der solipsistischen Verirrung in den Regeln der (normalen) Sprache aufzufinden und damit eine Erklärung-wie-möglich zu geben. Diesen Schritt als notwendigen Bestandteil philosophischer Kritik hatte schon Kant anerkannt:

„Um Irrtümer zu vermeiden . . . , muss man die Quelle derselben, den Schein, zu entdecken und zu erklären suchen. . . . Denn sind wir auch überzeugt worden, dass wir geirrt haben: so bleiben uns doch, im Fall der Schein selbst, der unserm Irrtume zugrunde liegt, nicht gehoben ist, noch Skrupel übrig, so wenig wir auch zu deren Rechtfertigung vorbringen können.“

„Auch ist es nicht genug: dass ein jeder zweifel bloß beantwortet werde; – man muss ihn auch *auflösen*, das heißt: begreiflich machen, wie der Skrupel entstanden ist. Geschieht dieses nicht: so wird der Zweifel nur *abgewiesen*, aber nicht *aufgehoben*; – der Same des Zweifels bleibt dann immer noch übrig.“ (Logik, ed. Jaesche, 1798, A 81; A 129 f.)

Im gleichen Sinn heißt es am Anfang der *Bemerkungen über Frazers ‚Golden Bough‘* bei Wittgenstein:

„Man muss beim Irrtum ansetzen und ihn in die Wahrheit überführen.

D.h., man muss die Quelle des Irrtums aufdecken, sonst nützt uns das Hören der Wahrheit nichts. Sie kann nicht eindringen, wenn etwas anderes ihren Platz einnimmt.

Einen von der Wahrheit zu überzeugen, genügt es nicht, die Wahrheit zu konstatieren, sondern man muss den *Weg* vom Irrtum zur Wahrheit finden.“

Dem dritten Schritt der Kritik entspricht in der Psychoanalyse keine bestimmte Operation, aber man kann ihn den umfassenden Interpretationen zur Seite stellen, die Psychoanalytiker in vollständigen Falldarstellungen für die Diskussionsgemeinschaft der Therapeuten geben.

Mein folgende Darstellung der Solipsismus-Kritik im *BlauenBuch* ist nach den Schritten der Kritikmethode organisiert, so dass ihre Reihenfolge von der in Wittgensteins Text selbst abweicht.

c. Formulierungen für den Solipsismus und Nachweise ihre Sinnlosigkeit

Den Terminus ad quem der Solipsismus-Kritik hat Wittgenstein schon formuliert, bevor er sie ausführlich in Angriff nahm und dabei einen Punkt der LPA (5.633) aufgenommen und dahin verschärft, dass der „Gesichtsraum ... wesentlich keinen Besitzer (hat)“ (PB VII 71 b): „Gäbe es in der Welt wesentlich Subjekt und Objekt, dann müsste das Wort 'ich' in einer einzigartigen Weise den anderen Worten entgegengestellt sein. (–) Wie im Gesichtsraum so gibt es in der Sprache kein metaphysisches Subject“ (WA III, 178 a-b), nicht einmal als 'Grenze der Welt'. Es gibt nur die vielen sprach- und handlungsfähigen Lebewesen, die sich als Personen verstehen und so behandelt werden, und die, wenn sie handeln und urteilen, sich als Subjekte einer Verantwortung zu Begründung und Ausweisung verstehen müssen. Das eine Subjekt der Metaphysik und Erkenntnistheorie ist nur eine irreführende Projektion des normativen Status, den Subjekte des Urteilens und Handelns einnehmen (müssen).

Folgende Formulierungen für den Ausdruck der Überzeugung des Solipsisten bietet Wittgenstein im Verlauf seiner Darstellung an (für einige der sachlich unterscheidbaren vier Versionen gibt es Varianten):

- (a) „Wenn irgendetwas gesehen (wirklich *gesehen*) wird, dann bin immer ich es, der es sieht. (BIB 98)
- (b) „Immer wenn irgendetwas (engl.: anything) gesehen wird, dann wird etwas Bestimmtes (engl.: something) gesehen.“ (BIB 101)
- (c) „Immer wenn irgendetwas gesehen wird, dann ist es *dieses*, was gesehen wird.“ „Ich hätte dabei das Wort ‚dieses‘ mit einer mein Gesichtsfeld umgreifenden Geste begleitet.“ (BIB 103)
- (d) „Nur das, was *ich* sehe (oder:jetzt sehe), wird wirklich gesehen.“ (BIB 103)

Formulierung (c) soll ausdrücklich Formulierung (a) ersetzen. Formulierung (d) ist offensichtlich als Endpunkt der Reihe gedacht, denn ich einer Variante heißt es: „Ich bin das Gefäß des Lebens.“ Und dazu gibt es den folgenden Kommentar:

„es ist wesentlich, dass jeder, zu dem ich das sage, außerstande sein müsste, mich zu verstehen ... zu verstehen, 'was ich wirklich *meine*', ... Von mir aus ... soll es logisch unmöglich sein, dass er mich verstehen kann; ... zu sagen, dass er mich versteht, soll sinnlos, nicht falsch sein. Demnach ist mein Ausdruck einer von den vielen, die bei verschiedenen Gelegenheiten von Philosophen gebraucht werden und von denen angenommen wird, dass sie demjenigen, der sie gebraucht, etwas mitteilen, obwohl es wesentlich unmöglich ist, dass sie irgendjemand anderem etwas mitteilen.“ (BIB 103 f.)

Formulierung (d) gibt also auf der Grundlage der Erörterung im *Blauen Buch* eine Position wieder, die Wittgenstein selbst im *Tagebuch* 1916 eingenommen zu haben scheint, wenn er Schopenhauers Willenslehre zu einem solipsistischen Monismus zugespitzt hatte: „Wie meine Vorstellung die Welt ist, so ist mein Wille der Weltwille.“ (17.10.1916) Auf der Basis eines sich erkenntnistheoretisch, mit Bezug auf mögliche Erfahrung formulierenden Solipsismus ist 'Ich bin das Gefäß des Lebens' auch eine Reformulierung der Einheit von Welt und Leben (5.621) sowie der Identität des Ich als Mikrokosmos mit seiner Welt als Makrokosmos (vgl. 5.63). So aufgefasst sind die Sätze freilich aus dem sprachphilosophisch-psychologischen Begründungskontext in der LPA herausgelöst. Wittgenstein verfuhr jedoch selbst so, weil er die sprachphilosophisch-psychologische Denksprachenannahme im *Blauen Buch* unabhängig vom Solipsismusproblem kritisiert (BIB 18-19, 71 f.)

Die Formulierungen (a) bis (c) sollen die Genese der letzten Formulierung (d) verständlich machen. Denn die Bewegung der Dialektik von (a) zu (d) ist, metaphorisch gesprochen, eine Bewegung vom Subjekt zum Objekt (obwohl in (d) der Subjekt indizierende Ausdruck 'ich' wieder auftritt, kann er nicht von einer einzelnen Person verwendet sein, sondern bezieht sich auf eine überindividuelle Struktur, die von jedem Äußerer des Satzes instantiiert wäre).

Zunächst ist der Übergang von (a) zu (b) durch die Eliminierung von 'immer ich' gekennzeichnet. Zu dieser Eliminierung kommt es so, dass Wittgenstein die normalen Verwendungsbedingungen von 'ich' so weit aufklärt, dass einzusehen ist, inwiefern die solipsistische Verwendung von 'ich' diesen Bedingungen nicht genügt. (Der Einfachheit halber rede ich jetzt und im folgenden noch öfter als 'Solipsist' in 1. Person.) Wenn ich sage 'was immer gesehen wird, immer bin ich es, der es sieht', kann ich mit 'ich' nicht EML meinen. Das macht eine Untersuchung der Identitätskriterien für Personen deutlich. Der Gebrauch des Personennamens, des Ausdrucks 'dieselbe Person' sowie von Kennzeichnungen ('der so-und-so') beruht darauf, dass sich die Merkmale, die wir als Kennzeichen (Kriterien) für Diesselbigkeit hier verwenden, in den allermeisten Fällen koinzidieren (denselben auszusondern helfen). Man erkennt mich in der Regel aufgrund meiner körperlichen Erscheinung, meiner Stimme, meinen Gewohnheiten und, wenn man mich näher kennt, u.U. aufgrund meiner Erinnerungen. Dies sind sämtlich Merkmale, die sich nicht oder nur wenig und langsam ändern. Wenn ich aber als Solipsist 'ich' sage, dann kann ich nicht die Person meinen, die andere bei verschiedenen Gelegenheiten aufgrund der genannten Kriterien als dieselbe wiedererkennen können. Solipsistisch will ich ausdrücken, dass alle Fälle wirklichen Sehens etwas gemeinsam haben: „es war nicht irgendein bestimmtes Wesen 'ich', sondern die Erfahrung des Sehens selbst, von der ich sagte, dass sie allen Erfahrungen des Sehens

gemeinsam wäre“ (BIB 101).

Dieser Intention versucht Formulierung (b) gerecht zu werden. Dass auch sie nicht haltbar ist, zeigt Wittgenstein mit der Überlegung, dass die Erfahrung des Sehens selbst nicht an meine physischen Augen gebunden ist, sondern an mein so genanntes 'geometrisches Auge'. Dieses ist der Ursprung des Gesichtsfeldes im Sinne von LPA 5.633 f. und damit nichts mir individuell Eigenes, sondern eine formale Eigenschaft des Gesichtsfeldes jedes sehfähigen Wesens. Die Befolgung des Befehls 'Zeige auf dein geometrisches Auge' könnte in dem bestehen, was man beim Versuch der Befolgung im Spiegel sehen könnte. Und da wäre es logisch möglich, dass man sich im Spiegel statt auf die physischen Augen auf die Nase oder den Bauchnabel zeigen sieht. Das zeigt, dass physische Augen und geometrisches Auge nicht zusammenfallen müssen. Da das geometrische Auge eine formale Eigenschaft des Gesichtsfeldes jedes sehfähigen Lebewesens ist, ist es nichts Individuelles. Damit ist dem Solipsisten auf der zweiten Stufe des kritischen Sprachspiels, das Wittgenstein mit ihm zu therapeutischen Zwecken spielt, der Ausdruck 'ich' und mit ihm das Indizieren eines empirischen Subjekts genommen. Im Grunde war das ja schon die These der LPA, die Wittgenstein in seiner zweiten Phase auch so zusammengefasst hat: „Der Gesichtsraum hat wesentlich keinen Besitzer.“ (PB VII Abschnitt 71 b)

Mit Formulierung (c) wird daher, metaphorisch gesprochen, vom Subjekt zum Objekt übergegangen und untersucht, ob das Gesehene irgendwie etwas wesentlich Individuelles, Einziges ist, wie der Solipsist es für seine These braucht. Die den Satz 'Immer wenn irgendetwas gesehen wird, dann ist es dieses' begleitende Zeigegeste, die das Gesichtsfeld umfassen soll, gehört zum Sinn der Formulierung. Denn nicht auf bestimmte Gegenstände *im* Gesichtsfeld soll gezeigt werden, sondern auf das Gesichtsfeld selbst. Da dies sich stets gleich bleibt, was auch immer gesehen wird, ist das Zeigen sinnlos. Denn das Gesichtsfeld ist, „was in meiner Grammatik keinen Nachbarn hat“ (BIB 113), wie Wittgenstein in Bemühung um größtmögliche Charakteristik des Ausdrucks sagt. Das Zeigen ist daher „visuelles Zeigen“, es hat für den Solipsisten nur in Richtung des aktuell Gesehenen Sinn: „Wenn ich in die Richtungen seitlich von mir oder hinter mir zeigen würde – gleichsam auf Dinge, die ich nicht sehe –, dann wäre in diesem Fall das Zeigen sinnlos für mich“ (BIB 112) Normalerweise weist eine Zeigegeste auf etwas im Unterschied zu anderem in einem mit anderen geteilten „gemeinsamen Raum“ (BIB 114), also auf etwas, was 'Nachbarn hat'. Der Gesichtsraum hat für jedes sehfähige Lebewesen selbst keine Nachbarn; die Sprache, die ihn als subjektiv beschreibt, ist nur eine Darstellungsweise des allen gemeinsamen Raums, der dadurch zum objektiven wird (vgl. PB IV Abschnitt 71 c). Damit ist auch die Formulierung (c) als sinnlos erwiesen, hier sogar im spezifischen Sinn der LPA, denn die Formulierung „erinnert an

eine Tautologie“ (BIB 113).

Da auch der Gesichtsraum, das 'Objekt', auf das der Solipsist zeigen wollte, um die Einzigkeit seiner Erfahrung auszudrücken, zur Spezifizierung der gemeinten Einzigkeit ungeeignet ist, wird er mit (d) nun wieder auf eine 'subjektive' Formulierung zurückgeworfen. Für ihre Variante 'Ich bin das Gefäß des Lebens' führt der Solipsist als Begründung an, dass „dieser Körper der Sitz dessen ist, was wirklich lebt“ (BIB 106). Weil aber im Übergang von (a) zu (b) gezeigt worden ist, dass der Solipsist 'ich' nicht in seinem normalen Sinn verwenden kann, muss er seine Äußerung von Formulierung (d) als eine für den Adressaten notwendig unverständliche *intendieren*. (vgl. BIB 103 f.²²) Damit ist er aber an einem Punkt angelangt, für den Wittgensteins Fazit im Zusammenhang der Argumentation gegen die Möglichkeit einer 'privaten' Sprache gilt: „So gelangt man beim Philosophieren am Ende dahin, wo man nur noch einen unartikulierten Laut ausstoßen möchte.“ Aber gegen diese verständliche Neigung ist zu bemerken: „ein solcher Laut ist ein Ausdruck nur in einem bestimmten Sprachspiel, das nun zu beschreiben ist.“ (PU Abschnitt 261)

Wittgenstein treibt also den Solipsisten in der Dialektik von Formulierung (a) zu (d) in die intendierte Unverständlichkeit für andere, in eine nur ihm selbst scheinbar verständliche 'private' Sprache. Tatsächlich berührt Wittgenstein dieses Nachfolgeproblem zum Solipsismus in seinem Denken in Varianten zu Formulierung (c) für den Ausdruck der Überzeugung des Solipsisten:

„Ich könnte jedoch versuchen, meinen Solipsismus auf andere Art auszudrücken; Ich stelle mir vor, dass ich und andere Leute Bilder zeichnen von dem, was jeder von uns sieht. Diese Beschreibungen werden mir vorgelegt, Ich zeige auf die, die von mir stammt, und sage: 'Nur dieses wird (oder wurde) wirklich gesehen', In anderen Worten, ich bin versucht zu sagen: 'Nur diese Beschreibung beruht auf Wirklichkeit (visueller Wirklichkeit)'. Die anderen Beschreibungen könnte ich 'leere Beschreibungen' nennen. Ich könnte mich auch mit folgenden Worten ausdrücken: 'Nur diese Beschreibung wurde von der Wirklichkeit abgeleitet; nur sie wurde mit der Wirklichkeit verglichen'.“ (BIB 114)

Wittgenstein wendet sich kritisch vor allem gegen die letzte Formulierung, die eine Ableitung einer sprachlichen (oder bildlichen) Darstellung von 'privaten' Sinnesdaten unterstellt. Die Rede vom 'Ableiten' hat nur Sinn im Blick auf eine Tabelle oder Formel, die als Regel, öffentlicher Standard der Richtigkeit und Falschheit verwendet werden kann, nicht aber in Bezug auf Sinnesdaten (wenn es sie denn gäbe, d.h. wenn die Rede von Sinnesdaten Sinn hätte²³). Der Fehler

22 Oben angeführt (S. 12)

23 „Das 'private Erlebnis' ist eine degenerierte Konstruktion unserer Grammatik (in gewissem Sinne der Tautologie und der Kontradiktion vergleichbar). Und dieses grammatische Monstrum hält uns nun zum Narren; sobald wir es loswerden wollen, scheint es, als bestritten wir das Vorhandensein eines Erlebnisses, etwa der Zahnschmerzen.“ (AvpEuS 93/314)

des Solipsisten ist hier, „nach einer Rechtfertigung für seine Beschreibung (zu suchen), wo es keine Rechtfertigung gibt“ (BIB 115).

Warum es hier keine Rechtfertigung gibt, wird erst in der Argumentation gegen die Möglichkeit einer 'privaten Sprache' expliziert. Eine solche Sprache dürfte ja nicht Ausdrücke der öffentlichen Sprache einfach übernehmen, sondern müssten ihren Ausdrücken Sinn geben allein in Beziehung auf das, was der Solipsist oder Privatsprachler vom eigenen Fall her kennt und als einziges sicher wissen zu können meint, „seine unmittelbaren, privaten, Empfindungen“ (PU Abschnitt 243 b). Eine Erklärung der Ausdrücke der 'privaten Sprache' müssten also in inneren, privaten ostensiven Definitionen erfolgen. Und solche, das ist der Kernpunkt der Argumentation – ein semantischer, kein epistemologischer – kann es nicht geben, weil für Sinnesdaten und 'phänomenale' Gegebenheiten der für eine Regel (hier: ostensive Definition) fundamentale Unterschied zwischen einem Muster oder Paradigma und einem Anwendungsfall des definierten Ausdrucks nicht gemacht werden kann. Das liegt auch daran, dass es für Sinnesdaten keine numerischen, sondern allenfalls qualitative Identitätskriterien gibt. (vgl. BIB 88-90; PU Abschnitte 253-4) Die Unmöglichkeit innerer, privater ostensiver Definitionen (vgl. PU Abschnitte 380 b; 258) formuliert Wittgenstein klar schon in Vorlesungsnotizen aus der Mitte der 30er Jahre: „Das private Erlebnis soll als Paradigma dienen, doch zugleich kann es zugegebenermaßen kein Paradigma sein.“²⁴

Weil es keine Muster, Paradigmata für das vermeintlich innerlich ostensiv Definierte geben kann, kann es auch keine Regeln, Standards der Richtigkeit und Falschheit für Ausdrücke in einer 'privaten Sprache' geben, sie kann daher keine Sprache sein. Denn sie soll nicht verständlich, übersetzbar sein, aber die Begriffe der Sprache und der Übersetzbarkeit sind schon für die LPA koextensiv (3.343). Eine „'private' Sprache könnte man Laute nennen, die kein Anderer versteht, ich aber 'zu verstehen scheine'.“ (PU Abschnitt 269) Daher gälte für sie: „richtig ist, was immer mir als richtig erscheinen wird. Und das heißt nur, dass hier von 'richtig' nicht geredet werden kann“ (PU Abschnitt 258). Der Sache nach endet der Solipsist also nicht bei einer nur ihm verständlichen, 'privaten Sprache' oder bei nur ihm verständlichen Verwendungen von Ausdrücken in der normalen Sprache, sondern in der Sprachlosigkeit.

24 Ebd.

d. Die Erklärung-was der solipsistischen Verirrung

Mit der These, der Solipsist suche nach einer Erklärung für etwas, für das es keine Erklärung gibt, ist der Anfang mit dem zweiten Schritt der Kritik gemacht. Aber auch nur der Anfang, denn noch ist ja gar nicht verständlich geworden, wie man überhaupt in die solipsistische Verirrung geraten kann.

Die Erklärung dafür als eine Erklärung, was der Solipsist eigentlich tut, wenn er seine Überzeugungen zu formulieren sucht, gibt Wittgenstein im *Blauen Buch*, bevor er sich mit dem Solipsisten im im vorigen Abschnitt beschriebenen Sprachspiel auseinandersetzt. Die Erklärung lautet zunächst: Der Solipsist versucht mit den Formulierungen für seine Überzeugung einen metaphysischen Anspruch zu erheben, keinen empirischen. Wenn er etwa sagt 'Nur meine Schmerzen sind wirkliche, weil gefühlte Schmerzen', will er nicht sagen, er hätte alle anderen Personen mittels der üblichen Kriterien für 'Schmerzen haben' des Simulantentums überführt. (BIB 92): „Der Solipsist, der sagt 'Nur ich fühle wirklich Schmerzen', ... , äußert keine Meinung, und deswegen ist er dessen, was er sagt, so sicher. Er ist in unwiderstehlicher Versuchung, eine bestimmte Ausdrucksform zu gebrauchen“ (BIB 96). Aber warum ist er in dieser Versuchung?

Der Solipsist ist Epistemologe, Erkenntnistheoretiker. Ihm geht es um die Auszeichnung wirklichen Wissens und seine Abgrenzung von bloßer Meinung, bloßem Glauben. Und die Prämisse seiner These ist: „Ich kann nur wissen, dass ich persönliche Erfahrungen habe, und nicht, dass irgendjemand anders welche hat“ (BIB 80). Von dieser Prämisse ausgehend kann der Solipsist aber nicht einmal *vermuten*, dass auch andere Personen persönliche Erlebnisse haben. Denn 'vermuten' und 'glauben' haben ihren Sinn aus dem Kontrast u.a. zu 'wissen' – sie gehören zusammen mit diesem Wort in dasselbe Sprachspiel wie die Ausdrücke 'lernen', 'in Erfahrung bringen', 'nachprüfen' etc.etc. Aber Wissen gibt es für den Solipsisten aufgrund seiner Genralprämisse nur im eigenen Fall. Also kann er den Ausdruck nicht im Kontrast zu 'vermuten', 'glauben' etc verwenden und umgekehrt diese Ausdrücke nicht im Kontrast zu 'wissen'. Damit wird aber schon die bloße Vermutung, auch andere Personen hätten persönliche Erlebnisse, für ihn selbst unverständlich: „In wahrheit fragt der Solipsist: 'Wie können wir glauben, dass der andere Schmerzen hat; was bedeutet es, das zu glauben. Wie kann der Ausdruck einer solchen Annahme sinnvoll sein?'“ (BIB 80; vgl. 88) Mit dieser Frage ist das Bedeutungsproblem für Ausdrücke zur Bezeichnung persönlicher Erlebnisse aufgeworfen; und die dem Solipsisten allein offen stehende Möglichkeit anzunehmen, sie hätten Bedeutung von dem er, was er im eigenen Fall hat und von dem er allein sicher zu wissen meint, führt in die Aporie der 'privaten Sprache'.

Tatsächlich haben unsere Ausdrücke für persönliche Erlebnisse, aber auch psychologische Zustände und Handlungen ihre Bedeutung nicht nur vom eigenen Fall her, aus der Perspektive der 1. Person, sondern als Ausdrücke der öffentlichen Sprache haben sie Bedeutung wesentlich auch aus der Perspektive 3. Person und darüber hinaus haben sie einheitliche Bedeutung in 1. und 3. Person. Das schließt Verwendungsunterschiede nicht aus. In 3. Person werden solche Ausdrücke aufgrund von Kriterien im Benehmen von Personen verwendet. Zu ihnen gehören alle Äußerungen von Personen einschließlich der sprachlichen in 1. Person. Aus der Perspektive der 1. Person werden sie dagegen *kriterienlos*, ohne Rechtfertigung und Rechtfertigbarkeit mit Beziehung auf beobachtbare Kennzeichen verwendet (vgl. Z 472 b). *Deshalb* macht der Solipsist einen Fehler, wenn er nach einer Rechtfertigung für eine Äußerung in 1. Person mit psychologischem Prädikat sucht. Darauf bezieht sich einer der wenigen allgemein-semanticen Bemerkungen in der Argumentation gegen die Möglichkeit einer 'privaten Sprache': „Glaub' nicht immer, dass du deine Worte von Tatsachen abliest; diese nach Regeln in Worte abbildest! Denn die Anwendung der Regel im besonderen Fall müsstest du ja doch ohne Führung machen.“ (PU Abschnitt 292) Wenn der Solipsist nämlich meint, die Ausdrücke für persönliche Erlebnisse etc. hätten vom eigenen Fall her ihre Bedeutung, meint er, er lese diese Bedeutung von den Tatsachen seiner 'inneren' Erfahrung ab.

Die Kriterienlosigkeit psychologischer Bekundungen (Äußerungen in erster Person Präsens; engl. 'avowals'=Geständnisse) charakterisiert auch eine andere allgemeinsemantiche Bemerkung in der Erörterungen zu 'privater Sprache' (wenn sie auch keineswegs ausschließlich für psychologische Wörter gilt: „Ein Wort ohne Rechtfertigung gebrauchen, heißt nicht, es zu Unrecht gebrauchen“ (PU Abschnitt 289 b). Warum ist das bei psychologischen Bekundungen der Fall? Nun, für jeden Äußerungsfall gilt folgendes: „Ich sage es nicht auf die Beobachtung meines Benehmens hin. Aber es hat nur Sinn, weil ich mich so benehme“ (PU Abschnitt 357). Die Sinnbedingungen für psychologische Bekundungen liegen in dem, was Juristen konkludentes Verhalten nennen. Und solches Verhalten (Wittgenstein sagt aus guten, hier nicht zu erläuternden Gründen lieber 'Benehmen') ist genau das, woraufhin andere über mich und meine psychischen Zustände 3.Person-Aussagen machen können. Die Verklammerung von 1. und 3. Person im Sprachspiel mit psychologischen Prädikaten sichert ihnen einheitliche Bedeutung in beiderlei Gebrauch.

Vor dem Hintergrund einer solchen (selbstverständlich unendlich verfeinerbaren) Klärung des normalen Sprachgebrauchs kann die Versuchung des Solipsisten aufschlussreich neubeschrieben werden, so dass sich die vom zweiten Schritt der Kritikmethode verlangte Erklärung-was ergibt.

Der Solipsist macht Einwendungen gegen die Verwendungsregeln der normalen Sprache für psychologische Ausdrücke, er wendet sich gegen Konventionen:

„lehnt sich gegen den Gebrauch *dieses* Ausdrucks in Verbindung mit *diesen* Kriterien auf. Das heißt, er hat Einwände gegen die besondere Weise, in der dieser Ausdruck gemeinhin gebraucht wird. Andererseits ist es ihm nicht klar, dass seine Einwände sich gegen eine Konvention richten. Er sieht, wie man das Land auf andere Weise teilen kann als nach der Methode, die der gewöhnlichen Landkarte entspricht. Er fühlt sich versucht, etwa den Namen 'Devonshire' nicht für die Grafschaft mit ihren konventionellen Grenzen, sondern für ein andersartig begrenztes Gebiet zu gebrauchen. Er könnte das folgendermaßen ausdrücken: 'Ist es nicht absurd, aus *diesem* hier eine Grafschaft zu machen, die Grenzen *hier* zu ziehen?' Was er jedoch sagt, ist folgendes: 'Das *wirkliche* Devonshire ist dieses.' Wir können antworten: 'Du willst nur eine neue Bezeichnungsweise, und mit einer neuen Bezeichnungsweise werden keine geographischen Tatsachen geändert.'" (BIB 92 f.)

Es ist eine Implikation dieser Erklärung-was für die Versuchung des Solipsisten, dass ihm eingeräumt werden muss, dass die von ihm gewünschte alternative Bezeichnungsweise *möglich* ist. Wenn ich als Solipsist sage 'Nur ich sehe wirklich', dann könnten die anderen statt 'EML sieht wirklich' durchaus sagen 'Das-und-das wird wirklich gesehen'. Sie räumten mir damit die von mir gewünschte Sonderstellung ein. Über Gesichtswahrnehmungen anderer Personen müssten sie dann etwa sagen 'X, Y, Z benehmen sich so, wie wenn wirklich gesehen wird' (vgl. BIB 105). Entsprechendes wäre für 'Schmerzen haben' möglich, nur dass dann für den Unterschied zwischen wirklichen und simulierten Schmerzen auf andere Weise aufgekommen werden müsste (vgl. BIB 96). Ein den Wünschen des Solipsisten entsprechendes Bezeichnungssystem wäre umständlich und unbequem, aber es wäre möglich.

In keinem Fall aber ist es möglich, die Wahl eines Bezeichnungssystems dadurch zu rechtfertigen, dass es den Tatsachen besser entspreche. Hier gewinnt die Diagnose, der Solipsist mache den Fehler, dort nach Rechtfertigungen zu suchen, wo es keine mehr gibt, einen umfassenderen Sinn. Wenn der Solipsist seine Äußerung 'Ich bin das Gefäß des Lebens' dadurch zu begründen sucht, dass sein Körper der Sitz dessen sei, was wirklich lebe (vgl. BIB 106, 103), dann verkennt er die 'Autonomie der Grammatik': „Die Grammatik ist keiner Wirklichkeit rechenschaft schuldig. Die grammatischen Regeln bestimmen erst die Bedeutung (konstituieren sie) und sind darum keiner Bedeutung verantwortlich und insofern willkürlich.“ (PG X 133 b)

Kein Bezeichnungssystem lässt sich damit rechtfertigen, dass es den mit seiner Hilfe darstellbaren Tatsachen am besten entspreche, also auch nicht das vom Solipsisten gewünschte. Rechtfertigung gibt es nur *innerhalb* von Sprachspielen, *nicht für* Sprachspiele. Allerdings können

uns die in einem Sprachspiel beschreibbaren Tatsachen die Wahl eines anderen nahe – legen – erzwingen können sie es nicht. Wittgenstein macht das im Zusammenhang seiner zweiten Solipsismus-Kritik am Beispiel der Kriterien für persönliche Identität und der auf der Grundlage anderer denkbarer Tatsachen mögliche Alternativen deutlich (BIB 98-100). Ein von Wittgenstein unabhängiges Beispiel wäre das folgende: In unserer Sprache befolgen wir die Konventionen, Bitten, Aufforderungen und Befehle nur an Lebewesen zu richten, die die Befolgung solcher gelernt haben oder (haben) lernen können. Wir könnten aber natürlich eine andere Konvention haben und Befehle und Aufforderungen auch an nicht lernfähige Gegenstände richten – z.B. 'Sesam, öffne dich!', 'Tür, schließe dich!' etc. Wir hätten freilich in Kauf zu nehmen, dass sehr viel mehr imperative Äußerungen als unter der tatsächlich geltenden Konvention nicht befolgt würden.

e. Die Erklärung-wie-möglich der solipsistischen Verirrung

Wittgenstein sieht, den sachlichen Kern seiner Erklärung-wie-möglich für die solipsistische Verirrung entschieden hervorgehoben, die Bedingung der Möglichkeit für sie im kriterienlosen Gebrauch von Bekundungen, Äußerungen in 1. Person Präsens mit psychologischen Prädikaten.²⁵ Weil dieser Gebrauch ohne Rechtfertigung und doch nicht zu Unrecht erfolgt, der Solipsist aber das epistemologische Rechtfertigungsspiel für kognitive Ansprüche verabsolutiert, sucht er für das, was ohne Rechtfertigung 'nicht zu Unrecht' erfolgt, doch nach Rechtfertigungen und wird auf dieser Suche zu Einwänden gegen und Revision von geltenden Konventionen getrieben.

So beschrieben enthält die Auskunft, wie Wittgensteins Erklärung-wie-möglich für die solipsistische Verirrung aussieht, eine Kritik an seinem tatsächlichen Vorgehen im *Blauen Buch*. Denn dort möchte er die Möglichkeit der solipsistischen Illusion darin finden, dass der Solipsist einen besonderen Gebrauch des Indikators 'ich' missversteht, und nicht nur den Gebrauch von Bekundungen im allgemeinen.

Wittgenstein unterscheidet hier für 'ich' einen Subjekt- von einem Objekt-Gebrauch. Der Objekt-Gebrauch soll in Sätzen wie 'Ich bin 180 cm groß' vorliegen, der Subjekt-Gebrauch in Sätzen wie 'Ich sehe so-und-so'. Offenbar unterscheiden sich beide Gebrauchsweisen prima facie dadurch, dass die Sätze des Objekt-Gebrauchs objektiver Überprüfung direkt zugänglich sind, die des Subjekt-Gebrauchs nicht. Auch der Äußerer von 'Ich bin 180 cm groß' weiß von dieser Tatsache nur so, dass er seine Körpergröße mit dem objektiven Längenmessverfahren gemessen hat oder hat

²⁵ P.M.S. Hacker hat nahe gelegt, dass nicht das Tempus der Äußerung, Präsens, entscheidend sei, sondern die Koinzidenz von Äußerung und Instantiierung des psychischen Zustandes. Diese Implikation hat aber nur die 1. Person Präsens, die dadurch bei vielen psychologischen Verben (nicht allen – und gerade bei philosophisch wichtigen wie meinen, verstehen, denken nicht, s.u. IV) *expressiv* wird.

messen lassen. Seine psychischen Zustände dagegen weiß er gar nicht irgendwie, sondern er hat und äußert sie. Wittgenstein möchte dagegen sagen, im Subjekt-Gebrauch von 'ich' werde im Unterschied zum Objekt-Gebrauch gar keine Person bezeichnet. Die wiederum um größtmögliche Charakteristik bemühte Formulierung dafür lautet: „Der Mann, der vor Schmerz aufschreit, oder der sagt, dass er Schmerzen hat, *wählt den Mund nicht aus, der das sagt*“ (BIB 108). Dazu kann man nur sagen: Der Mann der sagt 'Ich bin 180 cm groß', *tut das auch nicht*.

Die semantische Eigentümlichkeit, auf die Wittgenstein mit seiner Aussonderung eines Subjekt-Gebrauchs von 'ich' aus ist, wird in der Literatur technisch die Immunität gegen Irrtum durch Fehlidentifizierung genannt. Die These, eine solche Eigentümlichkeit bestehe, setzt aber voraus, dass der Objekt-Gebrauch eine Identifizierung mit Irrtumsmöglichkeit einschließt. Wenn ich mich jedoch darin irre, 180 cm groß zu sein, irre ich mich nicht darüber, wer über sich spricht (wen ich mit 'ich' meine), sondern allenfalls über meine Körpergröße. Die behauptete Differenz der beiden Gebrauchsweisen von 'ich' liegt nicht im Indikator 'ich' selbst, sondern in den mit ihm jeweils verknüpften Prädikaten. Wittgenstein ist daher auf seinen Versuch der Unterscheidung zwischen Subjekt- und Objekt-Gebrauch von 'ich' nach dem *Blauen Buch* aus gutem Grund nicht mehr zurückgekommen.

'Ich' ist wie die anderen persönlichen Fürwörter, aber auch 'hier', 'jetzt', 'dies' und die zugehörigen Kontraste, ein Indikatoren-Ausdruck mit einheitlicher Bedeutung. Die persönlichen Fürwörter stehen in einem komplizierten Zusammenhang mit Personennamen und Kennzeichnungen für Personen ('der so-und-so') sowie den Konventionen nicht nur für die Beschreibung, sondern z.B. auch für die Anrede von Personen, in die sie eingebunden sind. 'Ich' bezeichnet (eigentlich 'indiziert'), auch in dem von Wittgenstein ausgesonderten Subjekt-Gebrauch, vermöge seines semantischen Zusammenhangs mit den anderen Klassen von Ausdrücken zur Bezeichnung (und Anrede) von Personen (Namen und Kennzeichnungen). Der semantische Zusammenhang besteht darin, dass 'ich' nach Regeln durch Ausdrücke der anderen Klassen ersetzt werden kann. Mit 'ich' meine ich immer mich. d.i. Die Person, auf die andere mit EML oder beschreibenden Kennzeichnungen ('der Verfasser der vorliegenden Untersuchung') Bezug nehmen können.

In diesem Punkt also kritisiere ich Wittgenstein: Die Aussonderung eines Subjekt-Gebrauchs von 'ich' ist unbegründet. Seiner eigenen Kritikethode dem Solipsisten gegenüber, schulde ich eine Erklärung-wie-möglich für den Irrtum Wittgensteins. Ich denke, er ist *durch eben dieses Erfordernis seiner Kritikethode*, eine Erklärung-wie-möglich für die Verirrung des Solipsisten in

den Regeln des normalen Sprachgebrauchs auffinden zu müssen, zu seiner diagnostischen Überinterpretation der Bedingung der Möglichkeit für den Solipsismus in der Sprache verführt worden. Das macht folgende Stelle deutlich:

„Wir haben das Gefühl, dass wir in den Fällen, in denen 'ich' als Subjekt gebraucht wird, es nicht gebrauchen, weil wir eine bestimmte Person an ihren körperlichen Merkmalen erkennen; und daraus entsteht die Täuschung, dass wir dieses Wort gebrauchen, um von etwas Körperlosem zu sprechen, das jedoch seinen Sitz in unserem Körper hat. [Hier denke man an 'das Gefäß des Lebens'; EML.] In der Tat scheint *dieses* das eigentliche Ich zu sein, – das, von dem gesagt wurde 'Cogito ergo sum'.“ (BIB 110)

Um dieser schönen Erklärung einer philosophischen Illusion willen ist Wittgenstein zu seiner Aussonderung des Subjektgebrauchs von 'ich' gekommen. Verführt hat ihn dazu seine aus eigenen Erfahrungen geborene Überzeugung: „Man kann in gewissem Sinn mit philosophischen Irrtümern nicht vorsichtig genug umgehen, sie enthalten so viel Wahrheit.“ (Z 460; WA IV 202 a) Mit dem philosophischen Irrtum des Solipsismus ist Wittgenstein in seinem dem dritten Schritt seiner Kritikmethode geschuldeten Bestreben, für ihn eine Ermöglichungsbasis in der Regeln der normalen Sprache aufzufinden, *zu* vorsichtig umgegangen, insofern ihn das dazu geführt hat, nicht nur einen Subjektgebrauch von 'ich' auszusondern, sondern mit ihm auch die These zu verbinden, im Subjektgebrauch werde gar keine Person bezeichnet.

Wittgensteins Aussonderung eines Subjekt-Gebrauchs von 'ich' ist auch unvereinbar mit der zweiten großen Veränderung seiner allgemeinen Sprachauffassung neben der Lehre von der 'Autonomie der Grammatik' – dem Zug zu immer größeren Einheiten der Bedeutung, dem Trend zum Holismus. Wenn aber die Bedeutung von Wörtern in einer großen Klasse von Fällen (PU Abschnitt 43) ihr Gebrauch in der ganzen Sprache ist, dann muss für ihre philosophische, nicht auf einzelne Gebrauchskontexte eingeschränkte Bedeutungserklärung auch der ganze Gebrauch in Übersicht gebracht werden (vgl. PU Abschnitt 122 für die Wichtigkeit übersichtlicher Darstellung der Grammatik). Etwaige Unterscheidungen in der Bedeutung von 'ich' können also nicht im Blick auf einzelne Beispielsätze getroffen werden, sondern nur, wenn der gesamte Gebrauch in seinem Zusammenhang mit den objektiven Ausdrücken für Personen (Namen und Kennzeichnungen) beschrieben würde. Diesen Zusammenhang behauptet Wittgenstein zwar gelegentlich (BIB 107 b; PU Abschnitt 410), aber er untersucht ihn niemals. Meine These ist: Eine solche Untersuchung wird eine Unterscheidung zwischen einem Subjekt- und einem Objekt-Gebrauch von 'ich' *nicht* stützen. Und Wittgenstein hätte das bei Beachtung seines eigenen späteren, holistischen Zusammenhangsprinzips der Bedeutung auch selbst so sehen müssen.

IV.

Möglicherweise, weil es Wittgensteins Strategie war, das ganze Problem „auf das nicht-Verstehen der Funktion des Wortes ‚Ich‘ (und ‚das‘) zu reduzieren (AVpEuS 85/307) hat Wittgenstein seine Konzeption des Subjekts in der LPA nicht vollständig kritisiert. Die Strategie impliziert die Annahme, es sei „kein Unterschied zwischen ich und das; und das Wort ‚ich‘ ist ... kein Signal, das einen Ort oder eine Person hervorhebt“. (ebd.) Aber ‚Ort oder Person‘ ist für das Verständnis von ‚ich‘ keine vollständige Alternative; es besteht auch die Möglichkeit, dass ‚ich‘ mit verschiedenen psychologischen Prädikaten verknüpft verschiedene Rollen, Funktionen oder 'Status' des Äußerers markiert.

Jedenfalls hätte eine solche Auffassung es möglich gemacht, das Erkenntnissubjekt (wie bei Kant und Schopenhauer) oder das Denksubjekt (wie in der LPA) zu kritisieren und erst damit die Konzeption der LPA vollständig zu erfassen.

Wittgenstein hat aber Hinweise darauf gegeben, welche Richtung einer Vervollständigung seiner Untersuchungen in dieser Hinsicht einschlagen müsste. Zum einen nimmt er seine Erwähnung des cartesischen Cogito im BIB (110) der Sache nach in folgender Bemerkung auf: „Es ist richtig zu sagen ‚Ich weiß, was du denkst‘, und falsch: ‚Ich weiß, was ich denke.‘ (–) (Eine ganze Wolke von Philosophie kondensiert zu einem Tröpfchen Sprachlehre.)“ (PU II S. 565 c) Hier wird zunächst die Leugnung der Existenz des sich selbst völlig transparenten Denksubjekts aus der LPA (5.631) bekräftigt. Darüber hinaus geht diese Bemerkung durch grammatische Indizierung des sprachlichen Ausdrucks, den es annehmen müsste – ‚ich weiß, dass ich...‘ – , in der Leugnung auch des theoretischen Selbstbewusstseins (des Bewusstseins vom Bewusstsein, das Kant daher Ap-Perzeption genannt hatte). Von einem theoretischen Selbstbewusstsein zu sprechen (im Unterschied zu praktischem, das das Bewusstsein vom eigenen Können und Wert ist, sich also in ‚ich kann ...‘ oder ‚ich bin das-und-das‘ ausspricht) wäre grammatisch falsch. Die Orientierung an der hypotaktischen Satzform könnte nahe legen, dass der Grund für dieses Verdikt in ihrer sinnlos steigenden Reflexivität liegt. Die ist auch irreführend, denn der Äußerer eines psychischen Zustandes (oder einer Fähigkeit – ‚wissen‘ i.S. von ‚sagen können‘) weiß von seinem Zustand gar nicht irgendwie, sondern hat und äußert ihn. Aber nach Wittgensteins anderen Hinweisen zum Denksubjekt ist nicht irreführend gesteigerte Reflexivität der Grund. Vielmehr liegt der Grund in einer Eigentümlichkeit von ‚denken‘, die folgende Bemerkungen hervorheben:

„Das Wort ‚Denken‘ wird in gewisser Weise sehr anders gebraucht als zum Beispiel ‚Schmerzen haben‘, ‚traurig sein‘, etc.: Man sagt nicht ‚Ich denke‘ als Äußerung des Seelenzustands. Höchstens ‚Ich denke nach‘. ‚Lass mich in Ruh; ich denke über ... nach.‘ Und damit meint man natürlich nicht ‚Lass mich in Ruh; ich benehme mich jetzt so und so.‘ Also ist ‚Denken‘ kein Benehmen. (BPP II, 12)

„Es ist, glaube ich, wichtig zu bemerken, dass das Wort (sc. ‚Denken‘) eine erste Person der Gegenwart (in der Bedeutung, auf die es uns ankommt) nicht hat. Oder soll ich sagen: dass seine Verwendung in der Gegenwart nicht mit der z.B. des Verbuns ‚Schmerz fühlen‘ parallel läuft?“ (BPP II, 231)

Der Sinn der Bemerkungen ist klar: ‚Denken‘ hat keine bekundende, keine expressive 1. Person Präsens. Dass das für ‚Nachdenken‘ im Sinn von ‚Überlegen‘ nicht gilt, illustriert einen Sachverhalt, den Wittgenstein mit der Bemerkung markiert: „‚Denken‘, ein weit verzweigter Begriff. Ein Begriff, der viele Lebensäußerungen in sich verbindet. Die Denk*phänomene* liegen weit auseinander.“ (Z 110)

Aber gerade, dass die Denkphänomene weit auseinander liegen, hätte es zur Kritik des Denksubjekts der LPA nötig gemacht, den Gebrauch von ‚denken‘ im Zusammenhang seiner verschiedenen Erscheinungen zu unterscheiden und den theoretischen Gebrauch der Philosophie differenziert zu erörtern.

Ich möchte mich, Wittgensteins Warnung vor vorschnellen Verallgemeinerungen beherzigend, für meinen Vorschlag an den Wörtern ‚behaupten‘, ‚urteilen‘ und ‚denken‘ (in der ‚Bedeutung, auf die es uns ankommt‘) beschränken. Wer sagt ‚ich behaupte, dass .../: ...‘, ‚ich urteile, dass .../: ...‘, ‚ich denke, dass .../: ...‘, erhebt in jedem Fall den Anspruch, bestimmten Regeln zu genügen. Der Behaupter den Regeln des Behauptungsspiels, der Urteilende den Regeln des Urteilsspiels, an die sich auch der Denkende bindet, wenn denn Wittgensteins Erneuerung der Auffassung des Denkens als internalisiertem Urteilen richtig ist. Die Besonderheiten von ‚ich‘ in Verknüpfung mit den drei Ausdrücken sind die Besonderheiten der Normen befolgenden Person. Welche Normen befolgt der Urteilende? Ich glaube, dass dazu Kant den zutreffenden Vorschlag in seiner Analyse des Gemeinsinns in § 40 der *Kritik der Urteilskraft* gemacht hat, wenn er die „Maximen des gemeinen Menschenverstandes“ aufzählt: „1. Selbstdenken; 2. An der Stelle jedes andern denken; 3. Jederzeit mit sich selbst einstimmig denken.“ Wer urteilt (und darauf als den zentralen Fall beschränke ich mich jetzt), ist gehalten, für seine Äußerungen einzustehen und sie auf Infragestellungen hin zu verteidigen oder zurückzuziehen. Darin besteht das Selbstdenken im Urteilsspiel. Er ist ferner gehalten, nur Gedanken zu äußern, denen jeder, der gutwillig ist und unter gleichen Voraussetzungen urteilen sollte, zustimmen kann. Das steckt schon in dem Wahrheitsanspruch, den man für ein ernsthaft geäußertes Urteil unvermeidlich erhebt. In dieser

Bedingung steckt die zweite Maxime des ‚an der Stelle jedes andern denken‘. Und die dritte Bedingung des sich nicht selbst Widersprechens ist schon eine Bedingung der Verständlichkeit jeder Äußerung (nicht nur von Urteilen).

Kants ‚Ich denke‘ in der theoretischen Philosophie wird von ihm zwar als eine normative Bedingung des Denkens/Urteilens formuliert – es „*muss* alle meine Vorstellungen begleiten *können* (KrV B 132; Hervorheb. EML) – und hätte daher als ein unvermeidlicher normativer Anspruch, der mit dem Denken und Urteilen verbunden ist, verstanden werden können. Statt dessen wurde es aber in der erwähnten Weise als ‚in uns denkendes Subjekt‘ (KrV B 770) zu einer strukturellen Bedingung des Verstandesgebrauchs hypostasiert – wenn er schrieb, es sei „der höchste Punkt, an dem man allen Verstandesgebrauch, selbst die ganze Logik, und, nach ihr, die Transzendental-Philosophie heften muss, ja dieses Vermögen ist der Verstand selbst.“ (KrV B 134 Anm.)

Wittgenstein hat in seiner zweiten Philosophie das Subjekt nicht mehr, sich an der Rolle eines einsamen Betrachters oder Beschauers (theoros) orientierend, als 'transzendental' extra-mundan, als bloße Grenze der Welt, sondern empirisch als handlungs- und sprachfähig unter mehreren Seinesgleichen in Wahrnehmungs- und Handlungssituationen situiert verstanden. Er hätte daher die Hypostase des Subjekts wie bei Kant, Schopenhauer und in seiner eigenen LPA durch den angedeuteten Nachweis des Missverständnisses einer Norm des Urteilsspiels als struktureller Bedingung der Verfassung eines überindividuellen theoretischen Subjekts kritisieren können – seine Beobachtungen zu ‚denken‘ als keine expressive 1. Person Präsens habend machen das möglich. Aber statt dessen hat er in Aussonderung eines nicht bezeichnenden subjektiven Gebrauchs von ‚ich‘ auch das empirisch situiert verstandene Denksubjekt verschwinden lassen: „‚Ich‘ benennt keine Person, ‚hier‘ keinen Ort, ‚dieses ist kein Name. Aber sie stehen mit Namen in Zusammenhang. Namen werden mittels ihrer erklärt.“ (PU Abschnitt 410) Wenn Wittgenstein den Zusammenhang der Indikatoren mit Namen nicht nur behauptet, sondern untersucht hätte, wäre er vielleicht zu folgender Auffassung gekommen: Wohl benennen die Indikatoren nicht, aber sie indizieren, was benannt werden kann. Für dieses nicht-referentielle Indizieren hat ein kundiger Interpret Wittgensteins, P.M.S. Hacker, folgendes Bild angeboten: Wenn referentielle Ausdrücke wie Namen auf Gegenstände zielen und sie in der Regel treffen (als die in der Sprechsituation gemeinten aussondern), dann markieren die zugehörigen Indikatoren jeweils das Ziel, umranden gleichsam die Zielscheibe, auf die geschossen werden kann, soll etc. In diesem Sinn bezeichnet ‚ich‘ sehr wohl eine Person. Das denkende oder urteilende ‚ich‘ markiert sich wenigstens als Sprecher (‚ich‘ bezeichnet den, der spricht) und damit als möglichen Adressaten argumentativer

Herausforderungen gemäß den Normen des Urteilsspiels, an die es sich mit seiner urteilenden Äußerung bindet. An der Hypostase dieses normativen Sachverhalts zu einer strukturellen Bedingung der Verfassung der Erkenntnissubjekts ist dies falsch: Es macht den erhobenen Urteilsanspruch, etwas Wahres und für jedermann Gutwilligen, Informierten etc.

Zustimmungsfähiges zu sagen, *als Anspruch*, der von anderen ratifiziert werden (können) muss, unsichtbar und sieht ihn durch eine eingenommene Funktion oder betätigte Fähigkeit (Kants ‚Vermögen‘) auch schon als gegeben an. Aber auch ein fallehalber erfüllter Anspruch bleibt ein normativer Sachverhalt – dies erlaubt sein Missverständnis als struktureller Bedingung, als notwendiger Verfassung *des* 'Erkenntnissubjekts' nicht unzweideutig festzuhalten.

Welt

„Die Welt ist alles was der Fall ist.“ (1) Wittgensteins System der Philosophie in seiner *Logisch-Philosophischen Abhandlung* ist eine Theorie der Welt Darstellung durch Sprache durch und für ein Denksubjekt als reiner Bezugspunkt dieser Darstellung.

In dieser Theorie wird die Welt nur scheinbar ontologisch verstanden, nämlich objektiv „als Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge.“ (1.1) Denn der Tatsachen-Begriff und seine weiteren Bestimmungen sind gänzlich in die Einsicht gebunden, dass uns die Welt objektiv nur zugänglich ist durch (sprachliche) Darstellung(en). Vermöge dieser Vermittlung stehen Welt und Sprache, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, „in ... interne(r) Beziehung zu einander“ (4.014 a). Und zwar besteht diese Beziehung vermöge der Elemente der Sprache, der Sätze. Die Sprache ist nichts als „die Gesamtheit der Sätze“ (4.001). Daher konnte die LPA in ihrem Bestreben, die Grenzen des Sinns zu markieren – zu unterscheiden, was sich sagen lässt, von dem, 'worüber' man schweigen muss (Vorwort b; 7) – eine Theorie nur des Satzes sein.

Wie die Sprache nichts als Gesamtheit der Sätze sein soll, so die Welt nichts über die Gesamtheit der Tatsachen hinaus – sie ist dadurch bestimmt, dass die Tatsachen „*alle* Tatsachen sind.“ (1.11) Sie „zerfällt in Tatsachen“ (1.2) so wie die Sprache in die Menge der Sätze.

Und die weitere Analyse der Tatsachen macht durch ihre genaue Entsprechung zur Theorie des Satzes den internen Zusammenhang von Sprache und Welt 'zeigend'²⁶ deutlich. Eine Tatsache soll

26 Wittgenstein zieht die Sätze der LPA am Ende konsequent der Unsinnigkeit (6.54), weil sie die gezogenen Grenzen des Sinns verletzen, auch zu sagen versuchen, was sich nicht sagen lässt, sondern nur zeigt.

Aber er hat in der LPA sein Schweigegebot über Unsagbares *auch* respektiert, nicht nur verletzt. Deswegen gehen viele sachliche Zusammenhänge nur aus der Anordnung der Bemerkungen (und ihrer Nummerierung) hervor. Ich habe – entgegen einer ausdrücklichen rechtzeitigen Warnung durch die Wittgenstein- und Leibniz-Forscherin Hidé Ishiguro (damals Oxford und Gast des *Wissenschaftskollegs zu Berlin*) – eine mögliche akademische Karriere für mich u.a. auch dadurch ruiniert, dass ich diesen Zügen der LPA vorrangige Aufmerksamkeit geschenkt habe –

sein „das Bestehen von Sachverhalten“ (Plural!: 2). Entsprechend soll der Satz eine Wahrheitsfunktion von Elementarsätzen sein (5). Und wie der einzelne Sachverhalt „eine Verbindung von Gegenständen (Sachen, Dingen)“ 2.01) sein soll, so der Elementarsatz eine „Konfiguration der einfachen Zeichen“ (3.21), der Urzeichen oder Namen.

Bezüglich der Gegenstände, auf die sich Namen in Elementarsätzen beziehen (die sie 'vertreten' und 'bedeuten') habe ich nun schon einen Punkt berührt, im Hinblick auf den gesagt werden kann, dass Wittgenstein seine Einsicht in den internen Zusammenhang von Sprache und Welt, Satz und Tatsache, nicht völlig widerspruchsfrei durchgeführt hat. Die Gegenstände, so war gesagt worden, sind doppelt bestimmt – sie sollten Bedeutungen sein, also 'intensionale Entitäten', aber auch in ihrer Verkettung die materiellen Eigenschaften bilden (2.0231), wozu sie 'extensionale Entitäten' sein müssten. Diese Inkonsistenz aber hat Wittgenstein wenigstens konsistent durchgehalten. In der 'Ontologie' ist sie nämlich auch darin greifbar, dass Wittgenstein neben dem Ausdruck 'Welt' auch den Ausdruck 'Wirklichkeit' gebraucht und letzteren in einer Weise doppelt bestimmt, die der Bestimmung über Gegenstände genau entspricht. Einerseits ist „die Gesamtheit der bestehenden Sachverhalte ... die Welt“ (2.04), Das entspricht der 'Gesamtheit der Tatsachen' (1.1) und der Bestimmung, dass eine Tatsache das 'Bestehen von Sachverhalten' ist. (In der Ersetzung des Verbalsubstantivs 'Bestehen' durch 'bestehend' in 2.04 ist die aufzuweisende Zweideutigkeit schon vorbereitet.) Nach 2.06 ist „das Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten ... die Wirklichkeit“. Aber 2.063 kommentiert: „Die gesamte Wirklichkeit ist die Welt.“ Damit ist der Unterschied zwischen Welt und Wirklichkeit wieder eingezogen und darin steckt die Doppeldeutigkeit, die der doppelten Bestimmung der Gegenstände entspricht. Einerseits soll die Welt nur aus den bestehenden Sachverhalten bestehen(2.04), andererseits aus den bestehenden *und* den nicht bestehenden (2.06 in Verbindung mit 2.063), denn die gesamte Wirklichkeit soll als Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten (2.04) die Welt (2.063), also die Gesamtheit der Tatsachen (1.1) sein.

Diese Inkonsistenz ist von perzeptiven Lesern und Interpreten selbstverständlich regelmäßig bemerkt worden, hat aber m.W. noch keine befriedigende Aufklärung gefunden. Deshalb konnte auch nicht völlig verstanden werden, was aus der Ontologie der Welt der Tatsachen in Wittgensteins Selbstkritik wurde.

man glaube mir 'wildes Denken' (v. Savigny in einem Brief) vorwerfen zu sollen. Ich stehe zu meinen Thesen zur Form der Philosophie in der LPA (*Wittgenstein und Schopenhauer*, 1989, Kap.1; *Ludwig Wittgenstein: 'Logisch-Philosophische Abhandlung'*, 1996, Kap. XXIV), auch wenn ich sie hier nicht wiederhole.

I.

Zu dieser Aufklärung möchte ich einen Schritt zurücktreten und die Sachzusammenhänge exponieren, die hinter den Bestimmungen zur Ontologie in der LPA stehen.

Wittgenstein geht so vom Faktum (des Gebrauchs von) Darstellung(en) aus wie Schopenhauer von der Vorstellung (WWV I, § 7) und Kant vom Faktum der Erfahrung. „Wir machen uns Bilder der Tatsachen.“ (2.1) Seine Theorie teilt also den Ansatz der transzendentalen Erkenntniskritik. Sie geht von einem Faktum aus und fragt, wie es möglich sei. Sie ersetzt den neuzeitlichen Grundbegriff 'Vorstellung' durch den der 'Darstellung' und versteht Darstellung als zentral sprachliche Darstellung in Sätzen. Diesen methodischen Schritt hält seine Selbstkritik fest in dem obiter dictum: „Es ist so wenig für das Verständnis eines Satzes wesentlich, dass man sich bei ihm etwas vorstelle, als dass man nach ihm eine Zeichnung entwerfe. – Statt 'Vorstellbarkeit' kann man hier auch sagen: Darstellbarkeit in einem bestimmten Mittel der Darstellung.“ (PU Abschnitt 396-7) 'Darstellung' ist in der LPA der Sache nach der Oberbegriff zu 'Bild' und 'Satz'.²⁷

Auch die allgemeine Theorie über Bilder (2.1 ff.) ist implizit schon an Sätzen, genauer am Elementarsatz orientiert, so dass sich die Diskussion auf den Satz beschränken kann. Der Satz als Darstellungsmittel hat zwei semantisch wesentliche Dimensionen – Sinn und Wahrheit oder Falschheit. Dabei *besteht* sein Sinn darin, sowohl wahr sein zu können, als auch falsch sein zu können (Bipolaritätsprinzip). Aber um de facto das eine oder das andere zu sein, wahr oder falsch, muss er zuvor Sinn haben, beide Wahrheitsmöglichkeiten annehmen können. Das ist keine leere Bedingung, weil es satzförmige Gebilde gibt, die sie nicht erfüllen. [Im Kontext der LPA sind es zunächst die logische Tautologie und Kontradiktion – sie sind sinnlos, stellen nicht Wirklichkeit dar, aber nicht unsinnig – 4.461-1 – , denn sie spielen im Spiel mit Sätzen eine Rolle – die einer Grenze des Sinns (5.143)]²⁸.

Es hätte nun nahegelegen, dem Sinn als der Bedingung für Wahrheit und/oder Falschheit den einen der beiden Totalitätsbegriffe in der Ontologie zuzuordnen, der faktischen Wahrheit den anderen. Denn eine Tatsache ist wesentlich das, was einen Satz bewahrheitet. Wittgenstein verfährt auch in diesem Sinn, aber nicht so, wie es sich nahe legte. Er ordnet nämlich dominant

27 Vgl.: „2. Das Bild bildet die Wirklichkeit ab, indem es eine Möglichkeit des Bestehens und Nichtbestehens von Sachverhalten *darstellt*.“ Mit: „4.031 Im Satz wird gleichsam eine Sachlage probeweise zusammengestellt. (–) Man kann geradezu sagen: statt, dieser Satz hat diesen und diesen Sinn; dieser Satz *stellt* diese und diese Sachlage *dar*.“ (Hervorheb. EML) Mit 'Oberbegriff' ist nicht mehr gemeint, als dass sowohl Bild als auch Satz wesentlich Sachverhalte oder eine Sachlage *darstellen*.

28 In der späteren Philosophie wird die Unterscheidung 'sinnlos' vs. 'unsinnig' systematisch eingezogen und ersetzt durch wahr und falsch, erfüllt und nicht erfüllt etc. *sein können* und befolgt werden *müssen* (Regeln), wenn sinnvoll gesprochen werden soll. Das ist ein Folge des Umstands, dass nicht mehr nur Aussagesätze als Sätze zählen.

'Wirklichkeit' dem Sinn zu – denn sie ist 'das Bestehen *und* Nichtbestehen der Sachverhalte' (2.04; Hervorheb. EML), und 'Welt' der Wahrheit, denn sie ist die Gesamtheit der Tatsachen (1.1), also nur 'der bestehenden Sachverhalte'. Die entgegengesetzte Zuordnung, Welt zu Sinn und Wirklichkeit zu Wahrheit, wäre angemessener, weil in 'Wirklichkeit' 'wirken' steckt und es in der Wirklichkeit Wirkzusammenhänge gibt, im Bereich des Sinns aber nur logische Zusammenhänge, die in der Befolgung von Regeln instantiiert und respektiert werden müssen. Wittgenstein wurde eine solche Überlegung entbehrlich durch den aufgewiesenen Zusammen-(Kurz-) Schluss von Welt und Wirklichkeit in (2.063).²⁹ Das war ihm auch durch seine objektivistische ('ontologische') Theorie der Logik erleichtert, derzufolge die logischen Sätze als sinnlose Tautologie das Gerüst der Welt *darstellen*. Das soll nämlich heißen, dass sie das Gerüst der Welt *sind*, denn ausdrücklich wird verneint, dass sie es nur „beschreiben“ (6.124). Als mit diesem Gerüst versehen übergreift die Welt auch die Wirklichkeit und damit alles 'Nichtbestehen', ist 'die gesamte Wirklichkeit die Welt' (2.063).

Erleichtert wurde Wittgensteins Disposition des Begriffs 'Wirklichkeit' auch durch seine Behandlung der logische Modalitäten – 'möglich, wirklich, notwendig'. Die logischen Sätze sind notwendig, empirische Sätze, über deren Wahrheit oder Falschheit noch nicht entschieden ist, sind möglich, was der Wahrheit eines empirischen Satzes entspricht ist wirklich. Aber es ist charakteristisch, dass Wittgenstein den Ausdruck 'notwendig' an der Stelle, an der er die Gradation der Modalitäten erwähnt, durch den Ausdruck 'gewiss' ersetzt (4.464). Seine objektivistische Theorie der Logik teilt das Streben der erkenntnistheoretischen neuzeitlichen Philosophie, ein 'fundamentum inconcussum' zu finden.

In seiner Selbstkritik hat Wittgenstein dieses Bestreben aufgegeben. Die objektivistische Theorie der logischen Sätze als 'Gerüst der Welt' erweist sich bei dieser veränderten Einstellung als Ausdruck des Umstands, „dass wir manchmal Erklärungen fordern nicht ihres Inhalts wegen, sondern der Form der Erklärung wegen. Unsere Forderung ist eine architektonische; die Erklärung eine Art Scheingesims, das nichts trägt.“ (PU Abschnitt 217 b) Denn die Sätze der Logik zu respektieren, Tautologie als sinnlos und Kontradiktion als unmöglich, ausgeschlossen zu behandeln, logische Folgerungen nicht zu bestreiten und Nicht-Folgerungen auch nicht als logisch

29 Ich bestreite nicht, dass sich die LPA auch wohlwollender interpretieren lässt, indem man an Unterscheidungen festhält, die Wittgensteins Formulierungen erlauben, die er aber nicht macht (z.B. zwischen dem 'Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten' als der Wahrheit eines Satzes und 'bestehenden Sachverhalten' als gleichbedeutend mit 'Tatsachen'). Henry Le Roy Finch hat eine solche Interpretation gegeben. Aber die LPA hat nicht im Sinne dieser Subtilitäten gewirkt und Wittgensteins Selbstkritik, die sich der Verwechslung von 'Tatsachen' und 'Komplexen' zieht und also die Wirkungsweise der LPA beachtet, legitimiert die Interpretation Finchs auch nicht, im Gegenteil.

zu beanspruchen (d.h. einer materialen Begründung für unbedürftig zu halten), sind Bedingungen des Sinns, der Verständlichkeit. Etwas als unverständlich, sinnlos einsehen zu müssen, ist für sich ein durchschlagender, nicht zu überbietender Grund, es als Thema rationaler Rede auszuschließen, d.h. *aufzugeben*. Für einen stärkeren Grund – 'es ist auch nicht im Gerüst der Welt verankert' – haben wir einfach keine Verwendung, er wäre ein Scheingesims, das nichts trägt, und machte zudem die pragmatische Wahrheit unsichtbar, dass uns die ontologische Objektivität der Logik auch nichts „hülfe“ (PU Abschnitt 219 a), weil wir „die Anwendung der Regel im besondern Fall ... ja doch ohne Führung machen (müssten)“ (PU Abschnitt 292).

Im Übrigen müsste, wenn auch das Nichtbestehen von Sachverhalten, nichtbestehende Sachverhalte, zur Wirklichkeit zu rechnen wären, weil die gesamte Wirklichkeit die Welt ist, auch das Unsinnige, die Kontradiktion, mit gleichem Recht Anspruch auf Wirklichkeit machen dürfen. Aber obwohl das in der Lehre von den Grenzen des Sinns impliziert zu sein scheint (und diese Implikation für das Subjekt als 'obere' Grenze des Sinns auch eingeräumt werden muss für die LPA), hat Wittgenstein das von der Kontradiktion als äußerer Grenze des Sinns nicht wirklich sagen wollen, denn im Kontext der betreffenden Grenzangaben schreibt er auch: „Die Kontradiktion *verschwindet* sozusagen außerhalb, die Tautologie innerhalb der Sätze.“ (5.143 b; Hervorheb. EML) Die Selbstkritik schließt an diese Bestimmung bekräftigend an: „Wenn gesagt wird, ein Satz sei sinnlos, so ist nicht, quasi, sein Sinn sinnlos. Sondern eine Wortverbindung wird aus der Sprache ausgeschlossen, aus dem Verkehr gezogen.“ (PU Abschnitt 500).

II.

Wittgensteins Selbstkritik weist nun in die Richtung, die im vorstehenden Abschnitt schon der LPA als angemessenere Verfahrensweise imputiert wurde.

An dem internen Zusammenhang von Sprache und Welt, Satz und Tatsache, hält sie entschieden fest. Und mit einer klareren Unterscheidung zwischen Sinn einerseits, Wahrheit/Falschheit (Erfüllung/Nichterfüllung; Befolgung/Nichtbefolgung etc.) andererseits, wird 'Welt' der Sache nach zu einem Begriff für die Gesamtheit des Sinns, des Verständlichen.

Den internen Zusammenhang von Sprache und Welt betont z.B. folgende Bemerkung, die zugleich die Verbindung dieser klärenden Auffassung mit dem Problem von Realismus vs. Idealismus, das Wittgenstein auf ihrer Grundlage aufgelöst absehbar werden lässt:

„(a) Ich wollte sagen, es ist merkwürdig, dass die, die nur den Dingen, nicht unseren Vorstellungen, Realität zuschreiben, sich in der Vorstellungswelt so selbstverständlich bewegen und sich nie aus ihr

heraussehen.

(b) D.h., wie selbstverständlich ist doch das Gegebene. Es müsste mit dem Teufel zugehen, wenn das das kleine, aus einem schiefen Winkel aufgenommene Bildchen wäre.

(c) Dieses Selbstverständliche, *das Leben*, soll etwas Zufälliges, Nebensächliches sein; dagegen etwas worüber ich mir normalerweise nie den Kopf zerbreche, das Eigentliche!

(d) D.h. das, worüber man nicht hinausgehen kann noch hinausgehen will, wäre nicht die Welt.

Immer wieder ist es der Versuch, die Welt in der Sprache abzugrenzen und hervorzuheben – was aber nicht geht. Die Selbstverständlichkeit der Welt drückt sich eben darin aus, dass die Sprache nur sie bedeutet und nur sie bedeuten kann.

(e) Denn da die Sprache die Art ihres Bedeutens erst von ihrer Bedeutung, von der Welt, erhält, so ist keine Sprache denkbar, die nicht diese Welt darstellt.“ (PB V 47 b; Buchstaben-Nummerierung hinzugefügt, EML)

Absätze (d/e) bekräftigen die Einsicht in die interne Beziehung von Sprache und Welt und machen 'Welt' der Sache nach zu einem 'Sinn'begriff, denn es wird von 'Darstellung' der Welt geredet unabhängig davon, ob die Darstellung wahr oder falsch ist. Diese geklärte Zuordnung des Weltbegriffs hängt auch mit Wittgensteins nun ausdrücklich befolgter philosophischer Methode der dialogisch-dialektischen Sinnklärung (vgl. 6.53) zusammen, von der er geradezu sagt, sie „ist im wesentlichen der Übergang der Frage nach der *Wahrheit* zur Frage nach dem *Sinn*.“³⁰ Die in (a) angesprochenen Philosophen, die nur den Dingen Realität zuschreiben, nicht unseren Vorstellungen, sind die Realisten. Wenn gegen sie geltend gemacht wird, die Welt sei wesentlich 'unsere Vorstellung', dann spricht der Idealist, aber wenn seine Auffassung in (b) als „das kleine, aus einem schiefen Winkel aufgenommene Bildchen“ angesprochen wird (die 'Vorstellung' des Idealisten), dann wird es schon aus der Vermittlungsposition 'realistisch' abgewiesen³¹, wobei gegen den Realisten in (a) der Sache nach schon geltend gemacht wurde, nicht, dass auch unsere Vorstellungen Realität haben, sondern dass wir Realität nur vermittels unserer Darstellungen/Vorstellungen haben – in ihrem Bereich müssen wir unterscheiden zwischen dem, was real/wirklich ist (weil es in wahren Sätzen darstellbar ist), und dem was nicht real/wirklich ist, weil es darstellende Sätze falsch sind. Absatz (c) richtet sich daher gegen beide Positionen – weder über die Dinge unabhängig von unseren Darstellungen/Vorstellungen der Dinge zerbreche ich mir normalerweise der Kopf, noch über unsere Darstellungen/Vorstellungen in Absehung von dem, was sie darstellen. Weder das eine, noch das andere ist „das Eigentliche“. Das ist vielmehr ihr

30 MS 106, 46; WA I, 177.

31 Dass es „mit dem Teufel zugehen müsste“ könnte als ein Anspielung auf den 'allmächtigen und höchst verschlagenen Betrüger' (deceptor ... summe potens, summe callidus), der den radikal zweifelnden Descartes in seinen *Meditationes* (II, 3) narrt, gelesen werden, auch wenn sie bei Wittgenstein vermutlich nicht intendiert ist.

Zusammenhang und sein Verständnis.

Der interne Zusammenhang von Sprache und Welt ist grundlegend dadurch gestiftet, dass die Ausdrücke für Wahrnehmungsgegebenheiten (Elemente der Wirklichkeit) in der Sprache für ihre Bedeutung durch die Erklärungen, die für sie gegeben werden können, auf die mittels ihrer darstellbaren Wahrnehmungsgegebenheiten als ihre Bedeutung 'geeicht' sind, insofern erstere als Muster, Paradigmata, für die Bedeutung der Ausdrücke verwendet werden. Diese sprachliche Technik bezeichnet den Stellenwert der Erörterungen über hinweisende Bedeutungserklärung (ostensive Definition) bei Wittgenstein. Anders als Nietzsche meinte, aber mit seiner glücklichen Formulierung getroffen, treiben wir in der Verwendung dieser Technik mit der Sprache „ein tastendes Spiel auf dem Rücken der Dinge“.³² Aber dieselben Dinge, die wir als Muster der Bedeutung für Wahrnehmungsgegebenheiten verwenden, können wir in empirisch sinnvollen Sätzen weiter charakterisieren (oder als sie selbst identifizieren). Als Muster sind sie Elemente des Sinns, gehören zur Sprache (wenn auch nicht zur Wortsprache – PU Abschnitte 15/16; aber d.h. eben nur, dass die Sprache nicht nur aus Wörtern und Sätzen ohne ihre Darstellungsbeziehungen, vermittelt ihrer Bedeutungserklärungen, besteht.) Als Gegenstände von Sätzen, die wahr oder falsch sein können, gehören die als Muster verwendbaren Gegebenheiten zur Wirklichkeit, zur Dimension von Wahrheit vs. Falschheit. D.h. die doppelte, aber widersprüchliche Charakterisierung der Gegenstände in der LPA kehrt auf der Basis der geklärten Unterscheidung zwischen Sinn und Wahrheit/Falschheit in der Selbstkritik nichtwidersprüchlich wieder als die doppelte Funktion der Gegenstände (Elemente der Wirklichkeit) als einerseits Muster, andererseits Bezugsgegenständen von sinnvollen Sätzen. Das aber heißt, dass zwischen Sprache und Wirklichkeit die externe Beziehung von Wahrheit oder Falschheit (sie ist extern, weil, ob unsere sinnvollen Sätze wahr oder falsch sind, von der Wirklichkeit abhängt und nicht von uns/unsere Vorstellung) besteht nur insofern, als auf der Ebene des Sinns die interne Beziehung von Sprache und Welt besteht (sie ist intern, weil auf ihr die Bedeutung der Wörter und der Sinn der Sätze beruht und Sätze Sinn haben, überhaupt verständlich sein müssen, damit sie wahr oder falsch sein können).

III.

Die Einsicht in den sowohl internen als auch externen Zusammenhang der Sprache mit dem in ihr Darstellbaren ist nun auch die Grundlage von Wittgensteins Auflösung der Kontroverse zwischen Realismus und Idealismus. Wittgenstein half bei dieser epochalen Leistung eine

32 'Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn' (1873), Werke, hrsg. K. Schlechta, Bd. III, 310.

Argumentationsstrategie, die zuerst in Kants Transzendentaler Dialektik angewendet worden ist, die er aber Frank P. Ramsey, dem 1930 jung verstorbenen Philosophen und Wissenschaftstheoretiker, als seinem wichtigsten Gesprächspartner unmittelbar nach seinem Wiederbeginn mit der Philosophie in Cambridge 1929 verdankte. Ramsey hatte formuliert, dass bei hartnäckig unauflösbaren philosophischen Kontroversen wie der zwischen Realismus und Idealismus „it is a heuristic maxim that the truth lies not in one of the disputed views but in some third possibility which has not yet been thought of, which we can only discover by rejecting something assumed as obvious by both disputants.“³³

In der Kontroverse zwischen Realismus und Idealismus ist die von beiden Kontrahenten unbezweifelt geteilte Annahme, dass zwischen Sprache (Denken) und Wirklichkeit nur *entweder* eine externe *oder* eine interne Beziehung bestehen kann. Der Realist nimmt an, die Beziehung sei extern und müsse gegen skeptische Einwände erst argumentativ gesichert werden. Der Idealist dagegen gibt den skeptischen Einsichten von vornherein nach und nimmt an, die Beziehung sei ausschließlich intern. Wittgensteins klare Unterscheidung zwischen den Dimensionen Sinn und Wahrheit/Falschheit erlaubt einzusehen, dass beides in unterschiedlichen Hinsichten der Fall ist. Auf der Ebene des Sinns ist die Beziehung intern, die Welt unsere Vorstellung/Darstellung. Auf der Ebene von Wahrheit vs. Falschheit ist die Beziehung extern, bedürfen unsere sinnvollen darstellenden Sätze einer Verifikation oder Falsifikation, deren Ergebnis von der Wirklichkeit, davon, wie es sich wirklich, tatsächlich verhält, abhängig ist.

Der Idealist, für den die Welt unsere Vorstellung ist, hat also für die Dimension des Sinns Recht. Das erklärt jene Bemerkung zum Idealismus aus den *Big Typeskript*, die ich im Zusammenhang der Solipsismus-Kritik schon einmal angeführt habe: „Das Wahre am Idealismus ist eigentlich, dass der Sinn des Satzes aus seiner Verifikation *ganz* hervorgeht.“ (BT 500 d) Die Formulierung ist ungenau, es müsste statt 'Verifikation' 'Verifikationsmethode' heißen. Für eine gewisse Zeit war die Formel Wittgensteins für den Sinn von Sätzen 'Der Sinn des Satzes ist die Methode seiner Verifikation':

„(Ob der Satz wahr oder falsch ist, wird durch die Erfahrung entschieden, aber nicht sein Sinn.)“ (PB III 23 e)

„Den Sinn eines Satzes verstehen, heißt, wissen wie die Entscheidung herbeizuführen ist, ob er wahr oder falsch ist.“ (PB IV 43 c)

33 'Universals', in F.P. Ramsey: *Foundations, Essays in Philosophy, Logic, Mathematics and Economics*, ed. D.H. Mellor, London 1978, 20 ff.

In der Loslösung auch noch von diesem Dogmatismus war Wittgenstein aber schließlich die Angabe der Verifikationsmethode nur noch ein Beitrag u.a. zur Angabe des Sinns des Satzes: „Die Frage nach der Art und Möglichkeit der Verifikation eines Satzes ist nur eine besonderer Frage der Form 'Wie meinst du das?' Die Antwort ist ein Beitrag zur Grammatik des Satzes.“ (PU Abschnitt 353)

Der Realist hat dagegen in der Dimension Wahrheit vs. Falschheit Recht, weil, ob ein Satz wahr ist oder falsch, von der Wirklichkeit abhängt, nicht von uns. Die Debatte zwischen Idealist und Realist ist also eine Scheindebatte, weil es mit der Einsicht in die unbegründete gemeinsame Voraussetzung der Kontrahenten und der Einsicht in den deskriptiv festzustellenden sowohl internen als auch externen Zusammenhang von Sprache/Welt bzw. Sprache/Wirklichkeit nichts mehr zu debattieren gibt:

„Denn so sehen ja die Streitigkeiten zwischen Idealisten, Solipsisten und Realisten aus. Die Einen greifen die normale Ausdrucksform an, so als griffen sie eine Behauptung an; die Andern verteidigen sie, als konstatierten sie Tatsachen, die jeder vernünftige Mensch anerkennt.“ (PU Abschnitt 402 b)

Dass der Idealist und sein radikalste Verkörperung, der Solipsist, die normale Ausdrucksform angreifen wie eine Behauptung, die sie nicht ist, hat die zweite Kritik des Solipsismus im *Blauen Buch* (im zweiten Schritt der Kritikmethode) deutlich gemacht. Eine Darstellungsform wie eine Behauptung angreifen, heißt, gegen die Autonomie der Grammatik, die Regeln sinnvollen Sprechens, zu verstoßen. Und ebenso ist der Versuch des Realisten zu beurteilen, die normale Ausdrucksform, nach der 'Baum' nicht gleichbedeutend ist mit 'meine Vorstellung vom Baum' (vgl. WA III, 297 a) und ein Satz nicht wahr oder falsch ist, wie und weil wir uns es vorstellen, mit Gründen zu verteidigen. Eine Darstellungsweise ist nicht damit zu verteidigen, dass gezeigt würde, sie sei den mit ihrer Hilfe erst darstellbaren Tatsachen allein angemessen. Sie muss schon Sinn haben: „Ich möchte sagen: Man/Ich/ muss mit der Unterscheidung von Sinn und Unsinn anfangen. Vor ihr ist nichts möglich. (Denn sonst kann ich überhaupt nicht reden.)“ (MS 109, 42-3)³⁴

IV.

Die 'Autonomie' der Grammatik ist die Autonomie des Sinns; das zeigt sich daran, dass zwar, ob ein Satz wahr oder falsch ist, von der Wirklichkeit entschieden wird nicht von uns, aber nicht sein Sinn. Aber wie die praktische Handlungsautonomie der Person missverstanden ist (und in der neuzeitlichen Philosophie lange missverstanden wurde), wenn sie als Autarkie, als 'Abhängigkeit

³⁴ Wiener Ausgabe Bd. 3, 25.

nur von sich' verstanden wird, weil sie dann keinen Gehalt haben kann, 'nihilistische' Freiheit sein müsste – und ihrem Wortsinn nach heißt Autonomie ja auch 'Selbstgesetzgebung' – so ist die Autonomie des Sinns, wie die der Person, 'situierter' Autonomie, auf Situationen des Sprechens, Wahrnehmens, Erkennens und Handelns wesentlich bezogene. Wittgenstein berührt diesen Aspekt in seinem wiederholten Hinweis auf den Sinn der 'Willkürlichkeit' der Grammatik:

„Wenn man auch den Satz als Bild eines möglichen Sachverhalts auffasst und sagt, er zeige die Möglichkeit des Sachverhalts, so kann doch der Satz bestenfalls tun, was ein gemaltes, oder plastisches Bild, oder ein Film, tut; und er kann jedenfalls nicht hinstellen, was nicht der Fall ist. Also hängt es ganz von unserer Grammatik ab, was (logisch) möglich genannt wird, und was nicht, – nämlich eben, was sie zulässt? – Aber das ist doch willkürlich! – Ist es willkürlich? – Nicht mit jeder satzartigen Bildung wissen wir etwas anzufangen, nicht jede Technik hat eine Verwendung in unserm Leben, und wenn wir in der Philosophie versucht sind, etwas ganz Unnützes unter die Sätze zu zählen, so geschieht es oft, weil wir uns seine Anwendung nicht genügend überlegt haben.“ (PU Abschnitt 520)

Wittgensteins Konzeption erlaubt die Anwendung eines Satzes des empiristischen Philosophen Francis Bacon – *natura non nisi parendo vincitur* : Wir besiegen die Natur nur, indem wir ihr gehorchen. Bacon hat dabei gewiss an empirische Sachverhalte gedacht. Wer z.B. Tiere mit Aussicht auf Erfolg jagen will, muss ihr Verhalten beobachten und sein eigenes Verhalten so auf beobachtbare und beobachtete Regelmäßigkeiten im Verhalten der Tiere einstellen, dass er die Regelmäßigkeiten des Verhaltens der Tiere für seine Zwecke ausnutzen kann. Analog muss, wer die Wirklichkeit sich in (zunächst) beschreibenden Darstellungen verständlich und übersichtlich, mittels ihrer dann kontrollier- und veränderbar machen will, sich auf Regelmäßigkeiten in der Wirklichkeit schon stützen. Wenn wir z.B. Muster zu Erklärung/Eichung der Bedeutung von Ausdrücken für Wahrnehmbares verwenden, stützen wir uns auf natürliche Regelmäßigkeiten in Form der naturgesetzlich bestimmten Konstanz (relativen Unveränderbarkeit) der als Muster gebrauchten Wirklichkeitselemente.

Die Frage ist unvermeidlich: Zählen die Regelmäßigkeiten in der Wirklichkeit, auf die sich *der Sinn* der Sätze schon stützt (nicht die, die in wahren Sätzen erst beschrieben wird), zur Grammatik in Wittgensteins Sinn? (Gibt es Bedingungen für die Bedingung, die der Sinn für Wahrheit und/oder Falschheit ist?) Und was heißt das für die 'Autonomie' der Grammatik?

Zunächst gibt es Äußerungen Wittgensteins, die die Bejahung der ersten Frage nahe legen:

„Zur Grammatik gehört nicht, dass dieser Erfahrungssatz wahr, jener falsch ist. Zu ihr gehören alle Bedingungen (die Methode) des Vergleichs des Satzes mit der Wirklichkeit. Das heißt, alle Bedingungen des Verständnisses (des Sinns).“ (PG IV 45 c)

Aber schon das sich nahe legende Verständnis dieses inklusiven Satzes legt seinerseits nahe, dass auch seine Inklusivität zu beschränken ist. Nicht alle *faktischen* Regelmäßigkeiten, auf denen ein Sprachspiel zu beruhen eingesehen werden kann, sind *als Regeln* diesem Sprachspiel auch *normativ* intern(alisiert). Aber nur die intern(alisiert)en normativen Regeln sind für die Verifikationsmethode als den Sinn des Satzes maßgebend.

Die Unterscheidungen zwischen externen faktischen und internen normativen Bedingungen eines Sprachspiels blockiert die Bildung einer Hierarchie von Bedingungen für Bedingungen (und damit übrigens auch eine 'transzendente' Frage nach 'Bedingungen *der Möglichkeit*' von etwas; denn *Sinnbedingungen* sind *Möglichkeiten* – des Ausdrucks und der Darstellung – und Möglichkeiten für Möglichkeiten sind, außerhalb eines formalen modallogischen Kalküls, wenn überhaupt etwas, dann einfach weitere Möglichkeiten. Blockiert ist damit auch eine 'transzendente' Frage wie die der LPA nach den Bedingungen der Möglichkeit satzförmiger Darstellung.)

Die Unterscheidung zwischen faktischen Bedingungen für und normativen Bedingungen für/in einem Sprachspiel diskutiert Wittgenstein einmal ausführlicher zentral am Beispiel der Farben, das ja auch für den Aufweis der Technik der Musterverwendung zentral ist. Ausgangspunkt ist die Unterscheidung zwischen externen und internen Bedingungen des Sprachspiels:

„Es ist, als wären unsere Begriffe bedingt durch ein Gerüst von Tatsachen'.

Das hieße doch: Wenn du dir gewisse Tatsachen anders denkst, sie anders beschreibst, als sie sind, dann kannst du die Anwendung gewisser Begriffe dir nicht mehr vorstellen weil die Regeln ihrer Anwendung kein Analogon unter den neuen Umständen haben. – Was ich sage, kommt also darauf hinaus: Ein Gesetz wird für Menschen gegeben, und ein Jurist mag wohl fähig sein, Konsequenzen für jeden Fall zu ziehen, der ihm gewöhnlich vorkommt, das Gesetz hat also offenbar seine Verwendung, einen Sinn. Trotzdem aber setzt seine Gültigkeit allerlei voraus; und wenn das Wesen, welches er zu richten hat, ganz vom gewöhnlichen Menschen abweicht, dann wird z.B die Entscheidung, ob er eine Tat mit böser Absicht begangen hat, nicht etwa schwer, sondern (einfach) unmöglich werden.“ (Z 350)

Faktische Grundlage des Sprachspiels mit den Farbausdrücken ist, wie für jedes Sprachspiel, eine weitgehende Übereinstimmung nicht nur bezüglich der Regeln, sondern auch bezüglich paradigmatischer Anwendungen der Regeln in Urteilen, also eine „Übereinstimmung in den Urteilen“ (PU Abschnitt 242). Aber, das ist der Punkt der Blockade einer 'transzendentalen' Fragestellung: Man kann nicht sagen „wenn Unstimmigkeiten nicht die Ausnahme wären, könnte es unsern Farbbegriff nicht geben.' Nein: – *gäbe* es unsern Farbbegriff nicht.“ (Z 351) Denn wir könnten unter den veränderten Umständen vielleicht (durch Ausdenken gegenüber den dann

geltenden Bedingungen veränderten Umständen) unseren jetzt in Gebrauch befindlichen Farbbegriff bilden, aber er hätte keine Anwendung.

„Will ich also sagen, gewisse Tatsachen seien gewissen Begriffsbildungen günstig: oder ungünstig? Und lehrt das die Erfahrung? Es ist eine Erfahrungstatsache, dass die Menschen ihre Begriffe ändern, wechseln, wenn sie neue Tatsachen kennenlernen; wenn dadurch, was ihnen früher wichtig war, unwichtig wird, und umgekehrt. (Man findet z.B.: was früher als Artunterschied galt, sei eigentlich *nur* ein Gradunterschied.)“ (Z 352)

Wenn Wittgenstein sagen wollte, was die erste Frage problematisiert, dann jedenfalls nur als empirischen Satz. Die Tatsachen, die Begriffsbildungen begünstigen oder nicht, sind keine grammatischen (internen) Bedingungen des Sinns. Anders das folgende Beispiel:

„Aber kann man nicht sagen: 'Wenn es nur eine Substanz gäbe, so hätte man keinen Gebrauch für das Wort >Substanz<' ? Aber das heißt doch: Der Begriff 'Substanz' setzt den Begriff 'Unterschied der Substanz' voraus. (Wie der Schachkönig den den Schachzuges, oder wie der der *Farbe* den der *Farben*.)“ (Z 353)

Aufschlussreich sind die Termini des Vergleichs – es werden Substanz und Substanzen einerseits nicht nur mit Farbe und Farben, sondern auch mit Schachkönig und – nicht: Schachfiguren, sondern dem Begriff eines Schachzuges verglichen. Der Begriff 'Substanz' setzt den des 'Unterschieds der Substanz' voraus, weil das Wort 'Substanz' ein pluralisierbares Substantiv (Nomen) ist – das geht auf eine für viele verschiedene (Arten von) Substantive(n) geltende oberflächengrammatische Regel zurück. Ebenso aber der Begriff des Schachkönigs auf die Regeln des Schachspiels, die die Arten von Spielsteinen und die mit ihnen möglichen Spielzüge festlegen – deshalb kann sich Wittgensteins Vergleich auf eins der Elemente dieser Regelgesamtheit beziehen ('Begriff des Schachzuges') und das ganze Spiel ist damit 'im (begriffsklärenden) Spiel'. In jedem Fall handelt es sich bei diesem Beispiel um interne Regeln eines Spiels, in Beziehung auf Sprachliches also um grammatische Bedingungen/Regeln.

Nach weiteren Bemerkungen zum Beispiel Farben (in denen er u.a. nicht leugnen zu wollen erklärt, dass unseren Farbunterscheidungen etwas „Physikalisches“ entspricht – Z 355) nimmt Wittgenstein die allgemeine Frage wieder auf:

„Wir haben ein System der Farben wie ein System der Zahlen.

Liegen die Systeme in *unserer* Natur, oder in der Natur der Dinge? Wie soll man's sagen? – *Nicht* in der Natur der Zahlen oder Farben.“ (Z 357)

In der Alternative unsere Natur/Natur der Dinge scheint die Alternative Idealismus/Realismus wieder auf – der Idealist würde für unsere Natur plädieren, der Realist für die Natur der Dinge. Er wird im Nicht des letzten Satzes ausdrücklich zurückgewiesen – in seiner Gestalt des mathematischen Platonisten, für den die Zahlen Gott gemacht hat und erst alles andere Menschenwerk ist (Kronecker). Aber die Zurückweisung betrifft auch den Idealisten in der Einseitigkeit seiner Option für *unsere* Natur.³⁵ Denn dass wir die Systeme der Zahlen oder Farben haben, die wir haben, liegt weder nur an unserer Natur noch nur an der Natur der Dinge, sondern am Zusammenspiel unserer Natur mit der der Natur der Dinge in Ausübung unserer grammatischen Autonomie. Wir benutzen Regelmäßigkeiten in der Natur, um sie uns zu Regeln unserer Darstellung der Natur zu machen – deshalb entsprechen Regelmäßigkeiten und Ergebnisse von Regelbefolgung einander. Und es führt zu Sinnwidrigkeiten, den Zusammenhang der Entsprechungen durch einseitige Optionen in Erklärungsversuchen zu zerreißen. Es geht (in philosophischer Klärung) gar nicht um (transzendente oder empirische) *Erklärung*, sondern um Beschreibung der Zusammenhänge, die den Grundunterschied zwischen faktischen und normativen Bedingungen beachtet.³⁶

V.

Wenn es nicht geht, die Welt in der Sprache „abzugrenzen und hervorzuheben“, weil zwischen Welt und Sprache eine interne Beziehung besteht (PB V 47; vgl. oben II), kann denn dann die Sprache in der Welt hervorgehoben und abgegrenzt werden? Ja, insofern wir doch einen Begriff der Sprache haben. Aber der hat auszeichnende Eigentümlichkeiten. Zunächst:

35 Der transzendente Idealist, Kant, nimmt die Option für unsere Natur vor, wenn er Raum und Zeit zu subjektiven Anschauungsformen erklärt und für die begriffliche Verarbeitung des 'rohen' Stoffs des Mannigfaltigen der Anschauung behauptet: „Verbindung liegt aber nicht in den Gegenständen, und kann von ihnen nicht etwa durch Wahrnehmung entlehnt und in den Verstand dadurch allererst aufgenommen werden, sondern ist allein eine Verrichtung des Verstandes ...“ (KrV B 134 f.) Alle Verbindung sei „ein Actus der Spontaneität der Vorstellungskraft“, die man im Unterschied zur Sinnlichkeit Verstand nennen müsse, daher ausschließlich „eine Verstandeshandlung“. (KrV B 130) Wittgenstein korrigiert: es gibt nichts nur unverbunden Mannigfaltiges, sondern Verbindung sehr wohl schon im Mannigfaltigen der Anschauung (in den Regelmäßigkeiten der Natur, die unsere Begriffsbildung ausnützt), und der Actus der Spontaneität des Verstandes (der Begriffsbildung) beschränkt sich auf die Normativierung der faktischen Regelmäßigkeiten zu normativen Regeln: „Die Grenze der Empirie – ist die *Begriffsbildung*.“ (BGM IV, 24)

Im 'unverbundenen Mannigfaltigen' kehrt übrigens die Dichotomie von Form (morphē) und Stoff (hyle) des Aristoteles wieder und hinter der steht ein falsche biologische Auffassung der Zeugung, derzufolge das gezeugte Lebewesen seine ganze Form als Mensch der männlichen Form verdankt und der Mutterstoff (materia; hyle ist zwar unsprünglich Baustoff, vor allem Holz, aber steht auch mit wachsen/ wachsen lassen in etymologischem Zusammenhang) nur rezeptiv ist – eine patriarchalische Ideologie. Nach Auffassung der Wissenschaft heute verdankt ein Lebewesen seine Gene zu gleichen Teilen dem männlichen und dem weiblichen Erzeuger/Gebäerin.

36 Wenn man, wie ich im vorstehenden Absatz, Wittgensteins kunstvoll verkürzte Bemerkungen so explizit wie möglich macht, dann fühlt man sich als mit Wittgenstein vertrauter Leser in der peinlichen Lage, in der jemand ist, der (s)einen Witz erklären muss. Im Philosophie-Kapitel werde ich zu klären versuchen, aus welchen anderen Gründen als denen des Taktes Wittgenstein solche Explizitheit in seinen Bemerkungen fast immer zu vermeiden gesucht hat.

„Die Sprache ist für uns nicht als Einrichtung definiert, die einen bestimmten Zweck erfüllt. Sondern 'Sprache' ist für mich ein Sammelname und ich verstehe darunter die deutsche Sprache, die englische Sprache, u.s.w., und noch verschiedene Zeichensysteme, die mit diesen Sprachen eine größere oder geringere Verwandtschaft haben.

Die Sprache interessiert mich als Erscheinung und nicht als Mittel zu einem bestimmten Zweck.“ (PG X 137 b/c) Wittgenstein bestreitet damit nicht, dass eine Definition der Sprache mit Beziehung auf Zwecke, wenn nicht bestimmte, so doch allgemeine, möglich ist. Ein solche Definition wäre: Sprachen sind Mittel des Ausdrucks und der Darstellung (wobei die nicht bloß darstellenden Sprachverwendungsmöglichkeit aus dem Begriff des Ausdrucks entwickelt werden müssten, aber auch könnten). Dass sie „für uns“ so nicht definiert sind, bezieht sich einerseits auf ein Merkmal des Begriffs der Sprache, andererseits auf das spezifische Interesse, das philosophische Sinnklärung an ihr zu nehmen hat. Der erste Bezug ist in folgendem ausgesprochen:

„Woher die Bedeutung der Sprache? Kann man sagen: 'Ohne Sprache könnten wir uns nicht miteinander verständigen'? Nein. Der Fall ist nicht dem analog: ohne das Telefon könnten wir nicht von Europa nach Amerika sprechen. Wohl aber könnte man sagen: 'ohne den Mund könnten sich die Menschen nicht mit einander verständigen.' Der Begriff der Sprache dagegen liegt im Begriff der Verständigung.“ (PG X 140 e; vgl. PU Abschnitt 491)

Das Merkmal des Sprachbegriffs, dass seine Definition als 'Mittel der Verständigung' ausschließt (selbst wenn man 'Verständigung' nicht auf den intersubjektiven Fall einschränkt), ist seine interne Beziehung zum Begriff der Verständigung. Der Grund aus der philosophischen Methode für den Ausschluss einer (instrumentell-)funktionalen Definition der Sprache ist der, dass die Philosophie die Aufgabe sinnkritischer Sprachbeschreibung zur Auflösung philosophischer Illusionen oder Probleme hat und sich dazu der Sprache selbst bedienen muss. Bei der Begründung dafür stößt man auf ein weiteres wesentliches Merkmal des Begriffs der (normalen) Sprache:

„Wenn ich über Sprache (Wort, Satz etc.) rede, muss ich die Sprache des Alltags reden. Ist diese Sprache etwa zu grob, materiell, für das, was wir sagen wollen? *Und wie wird denn eine andere gebildet?* – Und wie merkwürdig, dass wir dann mit der unsern überhaupt etwas anfangen können!

Dass ich bei meinen Erklärungen, die Sprache betreffend, schon die volle Sprache (nicht etwa eine vorbereitende, vorläufige) anwenden muss, zeigt schon, dass ich nur Äußerliches über die Sprache vorbringen kann.

Ja, aber wie können uns diese Ausführungen dann befriedigen? – Nun, deine Fragen waren ja auch schon in dieser Sprache abgefasst; mussten in dieser Sprache ausgedrückt werden, wenn etwas zu fragen war! ...“

Das betreffende Merkmal des Begriffs der Sprache steckt in der intendierten Antwort auf die hervorgehobene Frage. Eine andere Sprache als die normale müsste gebildet werden, in dem ihre Ausdrücke und Satzformen in der normalen Sprache erklärt würden. Diese selbst aber ist, soweit ihre Ausdrücke und Formen erklärt werden können, ihr eigenes Erklärungsmittel. Diese Eigenschaft der normalen Sprache, die darauf beruht, dass von vornherein neben Sätzen verschiedener Formen Regeln als mögliche Satzart sowie mindestens zwei Satzverwendungsarten – imperative und indikative – möglich sein müssen, hat man in der Philosophie der Logik und der Sprache ihren universellen oder universalen Charakter genannt.³⁷ (Ich verwende aus gleich deutlich werden Gründen 'universell'.) Die Sprache ist ein universelles Ausdrucks- und Darstellungsmedium – und sie ist das einzige universelle Medium. Denn, wenn in anderen Darstellungsmedien etwas unverständlich ist und/oder erklärt werden soll, muss man sprechen, die Sprache gebrauchen. (Nur ausnahmsweise kann man etwas Musikalisches oder Bildnerisches oder Tänzerisches in seiner eigenen Dimension verdeutlichen oder klären.) Wenn aber etwas Sprachliches unverständlich ist, kann man sich der Sprache selbst bedienen, weiter sprechen und es (er)klären, soweit es erklärbar ist und nicht einfach gelernt werden muss. Die Sprache ist also nicht nur universell, sondern auch universal, d.h. für sie als Ausdrucks- und Darstellungsmedium besteht ein Universalitätsanspruch.

Auf diesen Universalitätsanspruch der Sprache wird manchmal irreführend, ja falsch Bezug genommen mit der These, die Umgangssprache sei die 'letzte Metasprache'. Das ist sie gerade nicht. Die Unterscheidung zwischen Objekt- und Metasprache ist in Anwendung auf die normale Sprache allenfalls ein Bild; denn sie gehört zur Konzeption von 'logic as calculus', nicht zu der von 'logic as language'. Wittgenstein macht das so klar:

„Man könnte meinen: wenn die Philosophie vom Gebrauch des Wortes 'Philosophie' redet, so müsse es eine Philosophie zweiter Ordnung geben. Aber es ist eben nicht so; sondern der Fall entspricht dem der Rechtschreibelehre, die es auch mit dem Wort 'Rechtschreibelehre' zu tun hat, aber dann nicht eine solche zweiter Ordnung ist.“ (PU Abschnitt 121)

„Es ist mir erlaubt das Wort 'Regel' zu verwenden, ohne erst die Regeln des Gebrauchs dieses Wortes zu tabulieren. Und diese Regeln sind nicht Über-Regeln.“

Und die Philosophie hat es in demselben Sinn mit Kalkülen zu tun, wie sie es mit Gedanken, Sätzen und Sprachen zu tun hat. Hätte sie's aber wesentlich mit dem Begriff des Kalküls zu tun, also mit dem Begriff des Kalküls von allen Kalkülen, so gäbe es eine Metaphilosophie. (Aber die gibt es nicht. Man könnte alles, was

37 Vgl. Jean von Heijenoort: 'Logic as Language and Logic as Calculus', in: *Synthese* 17 (1967), 324-330.

wir zu sagen haben, so darstellen, dass das als ein leitender Gedanke erschiene.)“ (PG VI 72 d)

Es ist kein Zufall, dass Wittgenstein seinen 'leitenden Gedanken', es gäbe (für die Philosophie) all jene Meta-Disziplinen nicht, deren Ausbildung als eine wesentliche Errungenschaft der formalen Disziplinen gilt, an beiden angeführten Stellen mit Beziehung auf die Aufgabe der Philosophie expliziert. Der Grund dafür nämlich, dass es keine Meta-Philosophie gibt, ist wesentlich der, dass es für die normale Sprache keine Metasprache gibt und insofern zwischen der Struktur der Sprache und der der Philosophie eine interne Beziehung gibt.

Aber er macht den Punkt der Nichtexistenz von Meta-Ebenen auch direkt für die Sprache:

„Man möchte zwischen Regeln der Grammatik unterscheiden, die 'eine Verbindung von Sprache und Wirklichkeit' herstellen, und solchen, die es nicht tun. Eine Regel der ersten Art ist: 'diese Farbe heißt >rot<', – eine Regel der zweiten Art ' $\neg \neg p = p$ '. Über diesen Unterschied besteht ein Irrtum; die Sprache ist nicht etwas, dem eine Struktur gegeben, und das dann der Wirklichkeit aufgepasst wird.“ (PG IV 46 c)

Die Sprache ist kein Kalkül. Die Dimension in der sie erklärbar ist, ist keine Meta-Sprache, die Sprache ist 'flach', d.h. die Angabe von Regeln für ein Sprachspiel ist kein übergeordnetes Sprachspiel, sondern entweder ein beigeordnetes Sprachspiel oder ein weiteres (normatives) 'Gelenk' für das Sprachspiel selbst. Die Kriterien für die Individuation von Sprachspielen sind wesentlich vage, weil sowohl 'Sprache' als auch 'Spiel' Familienähnlichkeitsbegriffe ausdrücken und die aspektbeleuchtende Metapher 'Sprachspiel', für die der vermittelnde Begriff das handelnde Regeln Folgen ist, zuerst auf die Ähnlichkeit der Familien aufmerksam machen soll.

Von der 'Flachheit' der Sprache, die auch erklärt, warum in allgemeiner Weise nur Äußerliches über die Sprache vorgebracht werden kann, kann ein kleines Sprachspiel im Ausgangspunkt von einer von Wittgenstein einmal direkt formulierten Einsicht (BGM I, 105 c-e) überzeugen.

Im Sprachspiel mit den Farbausdrücken können die Ausdrücke 'weiß' und 'schwarz' mittels Mustern durch ein Paar entsprechend gefärbter Flecken erklärt werden. Dasselbe Musterpaar kann für die Ausdrücke 'hell' und 'dunkel' verwendet werden. Durch diese Erklärungen wäre gemäß der Auffassung, die einen Unterschied zwischen Sprache und Wirklichkeit verbindenden und sprachimmanenten Regeln unterstellt, eine Verbindung der Ausdruckspaare mit der Wirklichkeit hergestellt. Aber wer die in den Mustererklärungen erklärten Ausdrücke regelgerecht verwendet, ist von vornherein auf die Wahrheit der Sätze 'weiß ist hell' und 'schwarz ist dunkel' als Regeln festgelegt – und das wären nach der unterstellten Auffassungen kategorisch verschiedene, sprachimmanente Regeln. Sie folgen aber aus den Mustererklärungen, können daher von ihnen

nicht generisch verschieden sein. Wenn der Empfänger der Erklärungen, möglicherweise in anderem Kontext, zusätzlich den Gebrauch des Komparativs (und den Unterschied zwischen steigerbaren und nicht steigerbaren Adjektiven) lernt, ist er für den ursprünglichen Erklärungskontext zusätzlich auf die Wahrheit der Sätze 'weiß ist heller als schwarz' und 'schwarz ist dunkler als weiß' als Regeln festgelegt. Er wird sie vielleicht niemals formulieren, aber in seinem Wortgebrauch dadurch respektieren, dass er die syntaktisch möglichen, aber semantisch ausgeschlossenen Sätze '*schwarz ist heller als weiß' und '*weiß ist dunkler als schwarz' ebenso vermeiden wie, im Fall ihrer Äußerung durch andere, als sinnlos, unverständlich, beurteilen wird wie die entsprechenden syntaktischen Sätze '*weiß ist dunkel' und '*schwarz ist hell' für die Grundform der Adjektive. Eine Ebenendifferenz zwischen Regeln, wie die von Wittgenstein kritisierte Kalkülauffassung unterstellt, gibt es nicht – Regeln für die Sprache bilden ein homogenes Kontinuum und die Sprache ist in diesem Sinne 'flach'. Weil die Philosophie in ihrem sinnklärenden Unternehmen nichts tun kann als die Regeln des Sprachgebrauchs, deren Unübersichtlichkeit in Verwirrung führt, klarzulegen, ist sie keine Metadisziplin, kann nicht begründen, sondern nur die Regeln beschreiben (tabulieren). (Begründen kann sie dann mit Hilfe klar gelegter Regeln in dialogisch-dialektischer Kritik irreführende philosophische Auffassungen, die auf einem Irrtum oder einer falschen Auffassung über die Regeln beruhen – wie z.B. die des Solipsisten über die Regeln der Verwendung der psychologischen Sprache und die Begrenzung des epistemologischen Rechtfertigungsspiels.

VI.

Es ist wichtig zu verstehen, in welchem Sinn eine philosophische Sprachkritik zum Zweck der Auflösung philosophischer Probleme und Illusionen, wenn sie die normale Sprache gebrauchen muss und ihr keine übergeordnete oder vorläufige zur Verfügung steht, 'nur Äußerliches' über die Sprache vorbringen kann. Dieses Eingeständnis kontrastiert scharf mit dem Anspruch aus der LPA, die Einsicht in die Möglichkeit von Bezeichnungsweisen vermittele „einen Aufschluss über das Wesen der Welt“ (3.3421).

Selbst relativ äußerlich ist der folgende Grund für die Äußerlichkeit der kritischen Sprachbeschreibung:

„Die Sprache interessiert uns nur insoweit, als sie uns beunruhigt . Den faktischen Gebrauch eines Wortes beschreibe ich nur, wenn dies nötig ist, um ein Problem zu beseitigen, das wir loswerden wollen, und manchmal beschreibe ich den Gebrauch eines Wortes, wenn der andere sich nicht mehr daran erinnert. Manchmal muss ich neue Regeln aufstellen, weil neue Regeln nicht so leicht Verwirrung hervorrufen, oder

weil wir bisher vielleicht noch nicht daran gedacht haben, unsere Sprache in diesem Licht zu betrachten. So können wir Fakten der Naturgeschichte benutzen und den tatsächlichen Gebrauch eines Wortes beschreiben; oder es kann sein, dass ich ein neues Spiel für das Wort erfinde, das von seiner tatsächlichen Verwendung abweicht, um den anderen an seine Verwendung in unserer eigenen Sprache zu erinnern. *Der Witz ist, dass ich gar nichts über die Naturgeschichte der Sprache mitteilen kann*, und wenn ich's könnte, würde es keinen Unterschied machen. *Über alle Fragen, die wir diskutieren, habe ich keine Meinung, und wenn ich eine hätte, die mit der Meinung des anderen nicht übereinstimmt, würde ich sie um der Argumentation willen sogleich aufgeben, denn für unsere Diskussion wäre sie ohne Bedeutung*. Wir bewegen uns ständig in einem Bereich, in dem wir alle dieselben Meinungen haben. Ich habe nichts weiter zu geben als eine Methode; neue Wahrheiten kann ich nicht lehren. Es ist das Wesen der Philosophie, von der Erfahrung unabhängig zu sein, und eben das ist damit gemeint, wenn man sagt, die Philosophie sei a priori.“ (Vorl 270-1, Hervorheb. EML)

Diese Ausführungen gab Wittgenstein in Beantwortung der Frage eines Studenten danach, inwiefern seine Methode der Bedeutungsbeschreibung durch Exemplifizierung gleiche. Die Gründe für 'Äußerlichkeit' der Sprachbeschreibung, die in ihnen greifbar sind, sind sämtlich Gründe aus dem dialogisch-dialektischen Charakter der gleichwohl in apriorischen Regeln handelnden Philosophie zur Therapie begrifflicher Verwirrungen. Die dazu angestrebten Klärungen müssen vom Adressaten akzeptiert (ratifiziert) werden. Deshalb können für sie kontroverse deskriptive Auffassungen (Meinungen) über die Sprache keine Rolle spielen und müssen im Lichte des Erörterungszweckes zurückgezogen werden, wenn sie kontrovers bleiben. Aber Wittgenstein räumt ja auch ein, dass es Sprachbeschreibungen gibt (und Sprachspiele erfindet, um an Sprachbeschreibungen zu erinnern). Müssen diese Beschreibungen nicht korrekt sein und also wahre Behauptungen, auch wenn sie apriorische Zusammenhänge betreffen? Ja, aber nicht ihre Korrektheit ist für die philosophische Klärung im Dialog das wichtige, sondern die Folge ihre Korrektheit: dass sie nicht kontrovers sind/werden/bleiben.

Der eine wesentliche Aspekt der 'Äußerlichkeit' der Sprachbeschreibungen kommt erst zum Vorschein, wenn klar wird, inwiefern auch die korrekten Sprachbeschreibungen äußerlich bleiben. Sie bleiben es, insofern sie nur von Zeichenregeln handeln (die betreffende Wörter, für die Regeln gegeben/festgestellt werden, in 'Zitat' anführen müssen, z.B.: '>Rot< ist die Farbe dieses Musters') und nicht auch deren Anwendung geben können.³⁸ Der andere wesentliche Aspekt der

38 Wittgenstein macht diesen Punkt zuerst im Zusammenhang von Mathematik-philosophischen Erörterungen: „Die Beschreibung der Zeichen der Werte der Variablen ist immer nur eine äußerliche Beschreibung. Sie ist die Beschreibung des Zeichens und nicht des Symbols.“ (WA I, 27. In der LPA liegt ein abweichender Symbolbegriff vor z.B. in 3.317. Aber in 3.326 wird das Symbol im Unterschied zum Zeichen mit dem „sinnvollen Gebrauch“ zusammengebracht, also mit der Anwendung.) Zahlreiche Belege für diese Deutung finden sich ad vocem 'Grenze der Sprache' in Bd. III der *Wiener Ausgabe* (WA III: 25, 30, 33, 42, 53, 69, 72, 99, 108, 116, 153, 193, 205).

Äußerlichkeit ist darin zu sehen, dass die Reichweite von sprachlichen Zeichen-Regeln/Erklärungen begrenzt ist. Mittels ihrer kann die Sprache nicht ab ovo erklärt werden. Die elementaren Sprachverwendungen müssen durch training/Abrichtung/Übung³⁹ gelernt werden:

„Die Sprache kann nicht durch eine Erklärung gelehrt werden.“ (WA III, 72 c)

„Ich kann nicht beschreiben, wie eine Regel (allgemein) zu verwenden ist, als indem ich dich *lehre*, *abrichte*, eine Regel zu verwenden.“ (Z 318)

D.h. aber, dass man, wie man die Welt nicht in der Sprache abgrenzen und hervorheben kann, man trotz Verfügung über den Familienähnlichkeitsbegriff der Sprache (Deutsch, Englisch, etc.) auch die Sprache nicht in der Sprache abgrenzen und hervorheben kann, es sei denn in der äußerlichen Weise der Aufstellung von Zeichenregeln (die nicht Regel-gerechtes aus der Sprache ausschließen):

„Man kann nicht in der Sprache das Wesen der Sprache beschreiben.“ (WA III, 30 c)

„Die Grenze der Sprache kann ich eben in der Sprache nicht ziehen.

Ich kann eben nicht die ganze Sprache in meine Untersuchung einbegreifen; und dann dennoch außerhalb ihr(er)/dieser/ in der Sprache stehen.

Wenn ich die ganze Sprache in meine Untersuchung einbegreife so kann ich nicht außerhalb der Untersuchung in der Sprache Fuß fassen.

Wenn unser Symbolismus die ganze Sprache einbegreift dann ist kein Raum *mehr in ihr* für eine Erklärung

39 W. hat das englische Wort 'training', das er für Tiere und Menschen verwendet hat, erstmals in der deutschen Bearbeitung des 'Brown Book' (S. 77), mit 'Abrichtung' übersetzt. (EPB117) An dieser Einführungsstelle für 'Abrichtung' wird charakteristischerweise der Vergleich mit der Abrichtung von Tieren im Englischen weggelassen und statt dessen die Reihe pädagogischer Einflussnahmen 'example, reward, punishment' nach Übersetzung des ersten mit 'Vormachen' vor 'Belohnung, Strafe' durch 'Ermunterung, Nachhilfe' ergänzt. Wittgensteins Sprachgebrauch insofern irreführend, als er ein zu einfaches Bild von elementaren Lernprozessen nahe legt, das W. nur vorübergehend geteilt zu haben scheint.

Zwar sollten Erzieher bedenken, dass die Grundlage jeder Erklärung die Abrichtung ist (Z 419). (Wittgenstein hat 1923-26 als Volksschullehrer gearbeitet und ist selbst einer Pädagogik gefolgt, die körperlichen Züchtigungen noch einschloss und uns heute, nach der anti-autoritären Welle, schon leicht 'schwarz' erscheinen kann. Er hat den Beruf nach drastischen Folgen einer körperlichen Züchtigung überstürzt verlassen. Vgl. zum 'Vorfall Haidbauer' Ray Monk: L.W. A – *The Duty of Genius*, 1990, 232)

In PU aber taucht 'abrichten' wesentlich nur im Kontext elementarer Lern-Sprachspiele (PU Abschnitte 5/6, 27,

630) als Äquivalent für 'erziehen' (PU Abschnitte 6, 27, 441) auf und kontrastiert da mit 'Erklären' (PU Abschnitt 5) – nur bei den 'Lesemaschinen' aus PU Abschnitte 157 ff. ist 'abrichten' ganz wörtlich zu nehmen, und normale Lernende sind keine Maschinen. W. wollte mit dem provozierenden Sprachgebrauch den Aspekt einer

Verwandtschaft zwischen tierischem und menschlichem Lernen auffällig machen. Der Kontrast mit 'erklären' ist der begrifflich begründete Punkt in diesem Sprachgebrauch, wie Z 318 mit einer Äquivalenz von 'abrichten' und 'lehren' deutlich macht - man kann die Befolgung einer Regel und die Sprache nicht mit der Sprache lehren, einfühend erklären (vgl. schon PB I.6, 54).

des Symbolismus.

Hier haben wir die Grenze der Sprache erreicht. (WA III, 53 c-f)

Aber diese Feststellungen der Grenze der Sprache sind noch gemessen an dem als illegitim eingesehenen philosophischen Ziel, das Wesen der Sprache, des Satzes auszudrücken. Wenn dieses Ziel durch Einstellungsänderung aufgegeben wird, dann werden diese 'aufregenden' Angaben der Grenze der Sprache zu grammatischen Trivialitäten:

„Die Grenze der Sprache zeigt sich in der Unmöglichkeit die Tatsache zu beschreiben, die einem Satz entspricht /dem Satz gemäß ist/ (seine Übersetzung ist) ohne eben den Satz zu wiederholen.“ (WA III, 194 l)

Wittgenstein fügt dieser Regelangabe ('p ist wahr = p') die Bemerkung hinzu: „(Wir haben es hier mit der Kant'schen Lösung des Problems der Philosophie zu tun)“. Das Problem der Philosophie, das hier gemeint ist, ist das der 'Verbindung von Sprache und Wirklichkeit'. Wittgenstein nimmt dabei nach meiner Einsicht auf Kants obersten Grundsatz aller synthetischen Urteile Bezug, demzufolge „die Bedingungen der *Möglichkeit der Erfahrung* überhaupt ... zugleich Bedingungen der *Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung* (sind)“ (KrV B 197) und das ist in Kantischer Terminologie eine Beschreibung des internen Verhältnisses von Sprache/Denken und Welt (der Erscheinungen). Dieses akzeptiert, erweisen sich die immer noch metaphysisch inspirierten Versuche, die Grenze der Sprache anders als durch Sprachregeln zu markieren, als irreführend:

„Wenn ich sage: 'Was Sprache heißt, lässt sich nicht erklären', so ist das natürlich falsch/schief/ ausgedrückt. (Denn wäre eine Problem, so wäre auch eine Erklärung.) Vielmehr lässt sich das Phänomen der menschlichen Sprache sehr wohl beschreiben und auch erklären. ---“ (WA, 193 j)

Und in solchen Erklärungen wäre der Begriff der Sprache ein Instrument der Sprache wie andere Begriffe auch:

„Wie bin ich denn zum Begriff 'Sprache' gekommen? Doch nur durch die Sprachen, die ich gelernt habe.

Aber die haben mich in gewissem Sinne über sich hinausgeführt, denn ich wäre jetzt im Stande, eine neue Sprache zu konstruieren, z.B. Wörter zu erfinden. Also gehört die Methode der Konstruktion noch zum Begriff der Sprache. Aber nur wenn ich ihn so festlege. ...

Die Worte 'Welt', 'Erfahrung', 'Sprache', 'Satz', „Kalkül“, „Mathematik“ können alle nur für triviale Abgrenzungen stehen wie 'essen', 'ruhen' etc.

Denn wenn auch ein solches Wort der Titel unsrer Grammatik wäre – etwa das Wort 'Grammatik' – so hätte

doch dieser Titel nur dieses Buch von andern Büchern zu unterscheiden.

Allgemeine Ausführungen über die Welt und die Sprache gibt es nicht.“ (WA III 274 g-h, k; 275 a, c)

Sehr wichtig ist die Bemerkung des Merkmals der Konstruierbarkeit neuer Sprachen, die Sprache etwas werden lässt zur Bildung weiterer Sprache – ein Merkmal, das von andern Theoretikern manchmal die 'Kreativität' der Sprache genannt wird (sie denken dabei allerdings vornehmlich daran, dass wir neue Sätze – mit alten Ausdrücken – müssen verstehen können, vgl.4.027; aber das ist ja erkennbar nur ein Spezialfall eines allgemeineren Sachverhalts). Als durch Konstruktion erweiterbar ist der Begriff der Sprache offen und unabschließbar. Ferner übertreibt Wittgenstein hier die Gewöhnlichkeit der kategorischen Ausdrücke, denn sie sind von materialen Begriffen verschieden durch das Merkmal, das die LPA als auszeichnendes für 'formale Begriffe' hervorgehoben hat: dass ein formaler Begriff mit einem Gegenstand, der unter ihn fällt, eo ipso schon gegeben ist (4.12721)⁴⁰. Aber die Formalität formaler Begriffe, die Wittgenstein manchmal hervorhob, indem er sagt, sie seien Überschriften in einer Philosophischen Grammatik, gräbt in keine metaphysischen Tiefen.

VII.

Eine Erkenntnis des Wesens der Sprache und der Welt im Sinn der LPA ist also nicht möglich. Aber geben unsere Begriffe uns dann nicht immerhin Aufschluss über die Strukturen der Wirklichkeit, dessen was in den Sätzen der Sprache dargestellt wird?

Die Wesensfrage, die abgewiesen ist, ist nicht in jeder Hinsicht die des „*Wesens* der Sprache, des Satzes, des Denkens“. Denn in den *Philosophischen Untersuchungen* wird sehr wohl versucht, „das Wesen der Sprache – ihre Funktion, ihren Bau – zu verstehen ...“ Aber das Wesen ist nicht etwas Verborgenes, Aufzudeckendes, sondern „etwas, was schon offen zutage liegt und was durch Ordnen *übersichtlich* wird.“(PU Abschnitt 92) Das Wesen der Sprache in diesem Sinn wird in ihren Regeln, ihrer Grammatik (aller Bedingungen des Sinns, der Verständlichkeit) greifbar: „Das *Wesen* ist in der Grammatik ausgesprochen.“ (PU Abschnitt 371)

Und insofern gibt die Philosophie in der Klärung des in der Grammatik ausgesprochenen Wesens indirekt Aufschluss über die *Strukturen der Wirklichkeit, wie wir sie verstehen*, insbesondere insofern, als sich unsere Begriffsbildung auf Regelmäßigkeiten in der Wirklichkeit (darin wesentlich eingeschlossen: Regelmäßigkeiten des Reagierens und Handelns) schon stützen kann und muss. Aber dieser Aufschluss betrifft nur die Wirklichkeit, so wie unsere Begriffe sie fassen

⁴⁰ Vgl. zu formalen Begriffen, Relationen, Gegenständen und Eigenschaften im Ganzen 4.122-4.128

und strukturieren, nur unsere „Darstellungsform“ der Wirklichkeit (PU Abschnitte 104, 122). Dass unsere Begriffe a priori sind, heißt dann doch nur, dass, was wir mit ihnen bewerkstelligen „eine uns sehr einleuchtende Darstellungsform ist.“ (PU Abschnitt 158)⁴¹

Die Strukturen der Wirklichkeit, die in Wittgensteins begrifflichen Untersuchungen vor allem beleuchtet werden, sind die in den verschiedenen Satz- und Satzverwendungsarten greifbaren fundamental verschiedenen Gegebenheitsweisen der Wirklichkeit einerseits, begrifflich tiefgreifend verschieden gefasste Wirklichkeitsbereiche andererseits.

Dass nicht mehr, wie in der LPA, nur Aussagesätze als Sätze gelten, sondern von vornherein jedenfalls auch Regeln und 'Imperative'⁴², hat die Implikation, dass uns die Wirklichkeit nicht nur 'theoretisch', sondern wesentlich auch 'praktisch' gegeben ist. Während es in der LPA keine Sätze über 'Höheres' geben konnte, lässt die Konzeption der PU sie zu⁴³ – so dass es neben der 'physischen' natürlich auch z.B. eine moralische und rechtliche Wirklichkeit gibt. Wittgenstein hat sich mit ihr nicht oder nur am Rande und in Beispielen beschäftigt, aber es ist völlig klar, dass seine Konzeptionen mit derart verschiedenen Gegebenheitsweisen der Wirklichkeit rechnet.⁴⁴ Und es ist sogar so, dass die für das Handeln gegebene Wirklichkeit die nur 'theoretisch' gegebene übergreift, denn auch 'theoretisch' zu sprechen ist ein Handeln, sprachliches Handeln in durch

41 Wittgenstein hat für seine Auffassung, dass unsere Begriffe für unser Verstehen a priori sind und Rechtfertigungen den Begrifflichkeiten immanent bleiben, sie nicht gänzlich distanzieren können, mehrfach eine Verwandtschaft zu Einsteins Relativitätstheorie für Raum und Zeit gesehen: „Wie ein Satz verifiziert wird, das sagt er. ... Die Verifikation ist nicht bloß ein /nicht ein bloßes/ Anzeichen der Wahrheit, sondern sie bestimmt den Sinn des Satzes. (Einstein: wie eine Größe gemessen wird, das ist sie.)“ (BT 266 a) „(In dem 'nicht über sich selbst hinauskönnen' liegt die Ähnlichkeit meiner Betrachtungen und jener der Relativitätstheorie.)“ (BT 356 a) Aber sein Relativismus ist nicht einer des 'anything goes', er kann 'begrifflicher Relativist' sein, ohne 'philosophischer Relativist' sein zu müssen. Vgl. Hans-Johann Glock: *Wittgenstein-Lexikon*, Darmstadt 2000, Artikel AUTONOMIE DER SPRACHE UND LEBENSFORM und

42 Wittgenstein sagt in PU Abschnitt 23 auf die Ausgangsfrage, wieviele Arten von Sätzen es aber gebe („Etwa Behauptung, Frage und Befehl?“), es gebe „unzählige solcher Arten: unzählige verschiedene Arten der Verwendung alles dessen, was wir 'Zeichen', 'Worte', 'Sätze' nennen.“ Es ist aber die Frage, ob es auf der Ebene der Grammatik, auf der man indikative, imperative, Wunsch- und Fragesätze unterscheiden kann, wirklich „unzählige verschiedene“ weitere Möglichkeiten gibt. Ich sehe das nicht. Und auch Wittgenstein müsste einräumen, dass man einen Begriff der Satzart so festlegen kann, dass er durch die vier Möglichkeiten erschöpft ist. Ob das eine nützliche Begriffsbildung ist, hängt doch offenbar vom Zweck der Untersuchung ab.

43 Ausdrücklich für Sätze des sprachkritischen Sprachspiels der Philosophie, wie oben mit Bezug auf BGM 402 f. Nachgewiesen.

44 Die beste Untersuchung von Wittgensteins Verhältnis zur Moralphilosophie hat Paul Johnston gegeben (*Wittgenstein and Moral Philosophy*, London 1989). - Dass man etwas weiteres darüber durch Untersuchung von zahlreichen seiner Beispiele lernen könnte, mag folgendes Beispiel andeuten: „Eine philosophische Frage ist ähnlich der, nach der Verfassung einer bestimmten Gesellschaft. – Und es wäre etwa so, als ob eine Gesellschaft ohne klar geschriebene Regeln zusammenkäme, aber mit einem Bedürfnis nach solchen; ja auch mit dem Instinkt, durch welchen sie gewisse Regeln in ihren Zusammenkünften beobachten ...; nur, dass dies dadurch erschwert wird, dass nicht hierüber klar ausgesprochen ist und keine Einrichtung getroffen, die die Regeln deutlich macht ... So betrachten sie tatsächlich Einen von ihnen als Präsidenten, aber er sitzt nicht oben an der Tafel, ist durch nichts kenntlich und das erschwert die Verhandlung. Daher kommen wir und schaffen eine klare Ordnung: Wir setzen den Präsidenten an einen leicht kenntlichen Platz und seinen Sekretär zu ihm an ein eigenes Tischchen und die übrigen Mitglieder in zwei Reihen zu beiden Seiten des Tisches etc. etc.“ (BT 415 c)

seine Regeln bestimmter Form. Und für theoretisches und praktisches Verstehen ist die geteilte menschliche Handlungsweise als ein wesentliches Element der Wirklichkeit fundamental, worauf die begriffliche Untersuchung am Ende der Begründungen und Rechtfertigungen stößt: „Die Begründung aber, die Rechtfertigung der Evidenz kommt zu einem Ende; – das Ende ist aber nicht, dass uns gewisse Sätze unmittelbar als wahr einleuchten, also eine Art *Sehen* unsrerseits, sondern unser *Handeln*, welches am Grunde des Sprachspiels liegt.“ (ÜG 204)

Weniger nur schlussfolgernd kann gesprochen werden, wenn es um die Unterscheidung von Wirklichkeitsbereichen in Wittgensteins begrifflichen Untersuchungen geht. Er bestimmt in seiner Kritik der neuzeitlichen Bewusstseinsphilosophie seit Descartes die Grenzen zwischen dem Physischen und dem Psychischen neu, unterscheidet sie aber anhand der unterschiedlichen Begrifflichkeiten und der zugehörigen Verstehensweisen. Für die psychologische Verstehensweise terminieren seine Untersuchungen in der Beschreibung einer für sie fundamentalen Einstellung, die er „Einstellung zur Seele“ (PU II IV, S. 495 c), oder „Einstellung zum Menschen“ (LS II 54 e) nennt. Diese Einstellung, die keine bloße Meinung ist, sondern allen psychologischen Meinungen vorausliegt, lässt uns selbstverständlich unterstellen, dass andere Lebewesen ein 'inneres Leben' haben und es in ihrem Benehmen ausdrücken oder verbergen. Und er deutet an, dass dieses Einstellungsfundament des psychologischen Verstehens und Sprechens seine Grundlage hat in dem Grundunterschied zwischen Lebendigem und Totem:

„Schau einen Stein an und denk dir, er hat Empfindungen! – Man sagt sich: Wie konnte man nur auf die Idee kommen, einem *Ding* eine *Empfindung* zuzuschreiben? Man könnte sie ebensogut einer Zahl zuschreiben! – Und nun schau auf eine zappelnde Fliege, und sofort ist diese Schwierigkeit verschwunden und der Schmerz scheint hier *angreifen* zu können, wo vorher alles gegen ihn, sozusagen, *glatt* war.“

Und so scheint uns auch ein Leichnam dem Schmerz gänzlich unzugänglich. – Unsrer Einstellung zum Lebenden ist nicht die zum Toten. Alle unsere Reaktionen sind verschieden. – Sagt Einer: 'Das kann nicht einfach daran liegen, dass das Lebendige sich so und so bewegt und das Tote nicht' – so will ich ihm bedeuten, hier liege ein Fall des Übergangs 'von der Quantität zur Qualität' vor.“ (PU Abschnitt 284)

Wittgenstein ist seinen Funden nicht nachgegangen. Hätte er es getan, so wäre er auf einen Grund für unauflösbare Verstehensprobleme in unserm alltäglichen Begriffssystem gestoßen. Lebewesen verstehen wir, indem wir auch ihren Gesichtspunkt auf ihre Lebenssituationen einnehmen – 'von innen'. Und der primäre Anwendungsfall dieser Verstehensweise sind sprach- und handlungsfähige Lebewesen, Personen. Die auf sie umstandslos (wenn auch oft nicht problemlos) anwendbare intentionale Begrifflichkeit wenden wir auch auf Tiere an – dort aber unter Suspension der zentralen Evidenzbedingung für das Verstehen von Personen: Ihrer

Äußerungen, bei denen die Wahrhaftigkeit der Personen für die Wahrheit ihrer Äußerungen bürgen muss (Vgl. PU II XI, S. 566). Denn Tiere „sprechen eben nicht“ (PU Abschnitt 25)⁴⁵, der Ausdruck ihres Befindens im Benehmen ist nicht an eine Darstellungsweise gekoppelt, die Wahrheit ermöglicht, und daher auch nicht 'wahrhaftig'. Noch weiter ausgedünnt ist die intentionale Begrifflichkeit in ihrer Anwendung auf Pflanzen. Hier ist das Erfahrungswissen über die Verhaltensmöglichkeiten der verschiedene Tierarten, das den Rahmen unseres Verständnisses ihres Verhaltens bildet, in einem funktionalen Rahmen, der teleologisch die Aufrechterhaltung von Stoffwechsel als starres Lebensziel unterstellt, still gestellt.

Das Tote dagegen verstehen wir nur 'von außen', in seinem gesetzlichen Zusammenhang mit anderem Toten, den wir beobachtend entdecken und experimentell oder durch manipulativen Eingriff verifizieren müssen. Nichts nun garantiert, dass sich die beiden heterogenen Verstehensweisen, die nur durch Logik, Geometrie und Arithmetik verknüpft sind, in ihrer (wissenschaftlichen) Weiterentwicklung in der Mitte treffen und dann miteinander auch vereinbar sind. Das bezeichnet den Stellenwert von im normalen Begriffssystem unlösbaren Verstehensproblemen: Wir wissen einfach nicht, wie sich Lebendiges aus Totem entwickelt hat (entwickeln kann); wir wissen nicht, wie sich die Biochemie des Gehirns und des Nervensystems zur Psychologie verhalten; wir wissen nicht, wie sich menschliche Satzsprachen aus tierischen Signalsprachen entwickelt haben; wir wissen nicht, wie Handlungsgründe physische Ursache sind, wie sich 'Freiheit' und 'Determinismus' in diesem Felde verhalten. Und wir wissen nicht einmal, ob wir es je wissen werden.⁴⁶

Um Wittgensteins Einsicht in die Grundlagen dieser Problematik in ihren epochalen Rang einschätzen zu können, ist vielleicht eine geschichtliche Erinnerung hilfreich. Hegel, den Wittgenstein mit der Rede von 'Quantität und Qualität' unausdrücklich apostrophierte, hat den

45 Vgl. den ganzen Text des Abschnitt zu hysteron-proteron der Begründung „die Tiere sprechen nicht, weil ihnen die geistigen Fähigkeiten fehlen.“

46 Eine zeitgenössische akademische Philosophie vergleichbaren Einflusses, wie Wittgenstein ihn gehabt hat und haben sollte, ist stark aus dem Gefühl der Unerträglichkeit dieser Ungewissheit motiviert – die von Donald Davidson. Sie hat folgerichtig von dem Versuch des Nachweises, Handlungsgründe seien Ursachen und deshalb mit Ereignissen im Gehirn möglicherweise identisch (jedenfalls keine Handlung ohne Gehirnereignisse), ihren Ausgang genommen ('Actions, Reasons, and Causes' 1963). Die Motivation aus einem der Intention nach nicht-reduktiven naturalistischen Monismus macht das Vorwort zur Buchausgabe (*Essays on Actions and Events* Oxford 1980) in einem Satz deutlich: „Cause is the cement of the universe; the concept of cause is what holds together our picture of the universe, a picture that would otherwise desintegrate into a dyptych of the mental and the physical.“ – Wittgensteins Pluralismus bestreitet, dass wir ein einheitliches Bild des Universums haben. Wenn wir das gerade aktuelle physikalische Weltbild für das objektive ('objektivste') halten, privilegieren wir einfach eine Form der Weltbeschreibung gegenüber anderen, weil unserer technisch-instrumentellen Lebensweise diese 'Darstellungsform' besondernseineleuchtet. Die mit der pluralistischen Konzeption der Sprachspiele verbundenen 'Bilder' sind nicht einmal so einheitlich wie ein Dyptychon, obwohl es für alle Bilder der Wirklichkeiten etwas gibt, was es in einer Gemäldegalerie nur metaphorisch gibt (in Form des Gebäudes der Galerie) – einen gemeinsamen apriorischen Rahmen (in Logik, Geometrie und Arithmetik).

kosmologischen Weltbegriff der neuzeitlichen Philosophie ('Welt' als Gesamtheit miteinander wechselwirkender Substanzen) preisgegeben, weil er in die Kantischen Antinomien führte, und daraus seinen Dualismus von Natur und Geist auf der Basis eines 'Monismus der Idee' entwickelt. Die 'Idee' hat ihre Darstellung in einer '*Wissenschaft der Logik*'. Für Hegel war daher der Begriff 'Welt' daher nur noch die Vorstellung einer „Kollektion des Geistigen und Natürlichen“ (*Enzyklopädie* § 247 Z), zweier Manifestationsweisen der 'Idee'.⁴⁷

Für Wittgenstein ist die Welt eine „Kollektion“ der Wirklichkeiten, die uns in den Begriffen der Familie von Sprachspielen, die die Sprache ist, erschlossen sind. Und es wäre eine schöne Ironie der Philosophiegeschichte, dass seiner deskriptiven Klärung der Verfassung der Begrifflichkeiten unseres normalen Verstehens der spekulativste idealistisch-konstruktive Systembauer am nächsten gekommen sein sollte.

Philosophie

Die Auffassung der Philosophie Wittgensteins als grundlegend oder vornehmlich Sprachphilosophie ist ein verengendes Missverständnis. Die sprachkritischen Klärungen in Wittgensteins späterer Philosophie sind Mittel zur Auflösung philosophischer Probleme, die sich freilich zum großen Teil aus Missverständnissen der Sprache und ihrer Logik sowie insbesondere irreführenden Analogien zwischen verschiedenen Gebieten der Sprache ergeben, so dass die Sprache sowohl Instrument als auch oft Gegenstand der Klärung ist. Aber die Qualifikation dieses methodischen philosophischen Ansatzes als Sprachphilosophie ergab sich allein aus den Bestrebungen, Wittgensteins revolutionären Impuls zu entschärfen und der akademischen Arbeitsteiligkeit assimilierbar zu machen. Deshalb wurde Wittgensteins zweite Philosophie in der ersten, prägenden Phase ihrer Rezeption mit der tatsächlich in viel engerem Sinne Sprachphilosophie darstellenden Philosophie John L. Austins und der in der Tradition der Handlungstheorie von Aristoteles sprachkritisch operierenden Philosophie des Geistes von Gilbert Ryle zusammen als „Philosophie der normalen Sprache“ (ordinary language philosophy) klassifiziert. Dass Wittgenstein nicht in diesen Kontext gehört bzw. durch Einordnung in denselben die Reichweite seiner Ansätze massiv unterbestimmt bleibt, ergibt sich daraus, dass er methodisch ein ganz traditionellen Philosophiebegriff vertreten hat, der im Grunde schon der von Kant war – Philosophie als *reflexive begriffliche Klärung* im Sinne des Beispiels der Frage von Augustin nach der Zeit, auf die sich beide berufen.⁴⁸ Augustin wies auf die Frage „Was ist Zeit?“

47 Hier stütze ich mich auf Hans Friedrich Fulda: *Georg Wilhelm Friedrich Hegel*, München 2003, vor allem 126-133.

48 Augustinus, *Confessiones* XI 14; Wittgenstein, PU Abschnitt 89; vgl. Kant, *Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral*, 1764, A 80.- Zur Selbigkeit des methodischen

hin und bekundete, angesichts dieser Frage in folgender Lage zu sein: Wenn keiner ihn frage, wisse er, was Zeit ist, nicht aber, wenn er es einem Frager erklären solle. Wir wissen wie Augustin, was Zeit ist (die Möglichkeit von Entstehen und Vergehen, Dauer und Veränderung), insofern wir sprachliche Ausdrücke für Zeitliches problemlos verwenden *und* uns mit ihnen verständigen können. Beides reicht hin dafür, von – praktischem – Wissen zu sprechen. Was wir, wie Augustin, nicht ohne weiteres können, ist, unser Verständnis zeitlicher Verhältnisse im zusammenhängenden Überblick darzustellen und zu erklären. Darauf aber – einen Überblick und eine (Er)Klärung begrifflicher Verhältnisse geht die Anstrengung der reflexiven begrifflichen Klärung in der Philosophie.

In der sprachkritischen Philosophie als *reflexiver begriffliche Klärung* wird die Sprache immer nur soweit beschrieben und geklärt, wie es die Auflösung der philosophischen Probleme, besser: Missverständnisse verlangt. Das sollte von der Bezeichnung dieser kritischen Philosophie als Sprachphilosophie schon Abstand nehmen lassen. Um so mehr besteht dafür Grund, wenn man sich des nicht behauptenden und unmetaphysischen Charakters der Bezeichnung der ganzen Sprache, die doch wohl Gegenstand, Thema einer Sprachphilosophie sein müsste, als *Sprachspiel* erinnert. Der Ausdruck behauptet nicht, die Sprache sei ein Spiel – kein Ausdruck für sich behauptet etwas – sondern der drückt eine Aspekt beleuchtende Metapher aus, die auffällig machen soll, dass eine Verwandtschaft besteht zwischen Spielen, in denen festliegenden Regeln gefolgt wird, und dem Gebrauch der Sprache.

Dass die Klassifizierung der Philosophie Wittgensteins als Sprachphilosophie verharmlosend ist, sieht man genauer, wenn man sich die Argumente für Wittgensteins wirkliche und wirklich befolgte Philosophiekonzeption ansieht und insbesondere die Differenz bei grundlegender Übereinstimmung zur kantischen Konzeption klärt. Dann wird der die Philosophie selbst herausfordernde revolutionäre Charakter dieser Konzeption deutlich. Was an der Konzeption in diesem revolutionären Sinn oberflächlich erkennbar war, ist in der akademischen Diskussion ohne wirkliche Kenntnis und Erwägung der dahinter liegenden Argumente ablehnt worden.

Diese Ablehnung von Wittgensteins Philosophiekonzeption stützte sich vor allem auf auffällige Züge, die nicht auf Anhieb verständlich sind: *Subjektivismus* – für Wittgenstein hatte ein

Philosophiebegriffs bei Kant und Wittgenstein vgl. einerseits „Der Philosoph macht nur gegebene Begriffe deutlich.“ (Kant, *Logik*, ed. Jaesche, A 95), andererseits „Philosophische Untersuchungen: begriffliche Untersuchungen. Das Wesentliche der Metaphysik: dass sie den Unterschied zwischen sachlichen und begrifflichen Untersuchungen verwischt.“ (Wittgenstein, Z 458). Die *Gegebenheit* der Begriffe bedingt die Reflexivität der begrifflichen Klärung. Bekanntlich hatte auch beim kritischen Kant die Begriffsklärung eine antimetaphysische Stoßrichtung, auch wenn seine theoretische Philosophie in ihrem Kern Metaphysik *der Erfahrung* blieb.

philosophisches Problem die Form ‚Ich kenne mich nicht aus‘ (PU Abschnitt 123); *Reflexivität* – dem nicht Auskennen muss durch Untersuchung des eigenen Verstehens abgeholfen werden, indem man sich an die Regeln von Wortverwendungen ‚erinnert‘ (PU Abschnitt 127); *Nonkognitivismus* – damit werden aber keine philosophischen „Thesen“ aufgestellt (PU Abschnitt 128), denn Regeln sind, auch wenn sie in indikative Satzform gefasst sind, keine Aussagen. Und wenn die Erinnerungen nicht akzeptiert werden können, können sie in dialogisch-dialektischer Sinnkritik einfach als für die Förderung von besserem Verständnis *in diesem Kontext* nicht hilfreich zurückgezogen werden⁴⁹; wo es sich beim eigenen Verständnis um Missverständnis handelt, ist es durch Berichtigung desselben auf dem Wege der Therapie aufzulösen (PU Abschnitte 133, 255). Am provokantesten dürfte folgende Zusammenfassung klingen: „Ich glaube meine Stellung zur Philosophie dadurch zusammengefasst zu haben, indem ich sagte: Philosophie dürfte man eigentlich nur *dichten*.“⁵⁰ Dieses Diktum darf nicht als exotisch bestaunt abgetan werden, sondern muss verständlich gemacht werden, wenn Wittgensteins wirkliche Konzeption sichtbar werden soll. Schon vorab kann dazu bemerkt werden: Wittgenstein hat jedenfalls nicht gesagt, man ‚dürfe‘ Philosophie eigentlich nur dichten, sondern man „dürfte“. Der Konjunktiv II der Formulierung indiziert Irrealität und wird für ein angemessenes Verständnis wichtig werden.⁵¹

Vor Darstellung desselben ist aber noch einmal zu betonen und festzuhalten: Wittgenstein hat einen methodisch ganz traditionellen Philosophiebegriff vertreten. Philosophie war für ihn, wie für Kant, *reflexive begriffliche Klärung*, d.h. die Anstrengung, explizit zu verstehen und verständlich zu machen, was wir als verstehende und handelnde Lebewesen implizit je schon kennen, können und tun. Reflexiv ist die begriffliche Klärung zu nennen, weil der Philosoph sich für seine Klärungsanstrengung nur an sein eigenes implizites Verständnis halten kann und soll. Wir wissen, wie Augustin, Kant und Wittgenstein, dass Zeit die Möglichkeit des Entstehens und Vergehens, der Dauer und der Veränderung ist⁵², insofern wir Ausdrücke für Zeitliches problemlos verwenden und uns mit ihnen erfolgreich verständigen können. An diesem Beispiel lassen sich auch die

49 „Die Sprache interessiert uns nur insoweit, als sie uns beunruhigt. ...Der Witz ist, dass ich gar nichts über die Naturgeschichte der Sprache mitteilen kann, und wenn ich's könnte, würde es auch keinen Unterschied machen. Über alle Fragen, die wir diskutieren, habe ich keine Meinung, und wenn ich eine hätte, die mit der Meinung des anderen nicht übereinstimmt, würde ich sie um der Argumentation willen sogleich aufgeben, denn sie wäre für unsere Diskussion ohne Bedeutung. Wir bewegen uns ständig in einem Bereich, in dem wir alle dieselben Meinungen haben“ (*Vorlesungen* 1930-1935, 270 f.) Dazu ist Hackers Umgang mit dieser und anderen von ihm selbst angeführten Stellen zu vergleichen – im *Critical Reader*, ed. Glock, 335 f.

50 VB, Werkausgabe Bd. 8, S. 483 (Notiz von 1933-1934)

51 Auch in anderen Kontexten sind solche Formulierungsdetails bei Wittgenstein wichtig zu nehmen.- Wenn es ‚beinah richtiger wäre, zu sagen...‘, dann ist, was folgt, nicht einfach richtig (vgl. PU Abschnitt 186).- Wenn Wittgenstein ‚geneigt ist zu sagen...‘, dann ist, was folgt, nicht das, was er eigentlich sagen will. (PU Abschnitt 217; vgl. PU Abschnitt 254: ‚Was wir in so einem Fall ‚zu sagen versucht sind‘, ist natürlich nicht Philosophie; sondern es ist ihr Rohmaterial.“)

52 Vgl. PB V 50-53

gegebenen Bestimmungen noch einmal verdeutlichen. Die Frage lautete ‚Was ist also die Zeit?‘ und sie scheint gemäß ihrer grammatischen Oberflächenform nach einem Gegenstand, einer Entität – *der Zeit* – zu fragen, womit sie uns insofern irreführt, als sie uns die Antwort in einer falschen Kategorie zu suchen erwarten lässt. Die oben beiläufig gegebene verbale Erläuterung, Zeit sei die Möglichkeit von Entstehen und Vergehen, Dauer und Veränderung, ist zwar ungenügend, aber reicht aus, um das durch die Form der Frage nahe gelegte Missverständnis auszuräumen – eine Möglichkeit ist kein Gegenstand oder keine Entität, sondern allenfalls eine Art Kontext oder Dimension für solche. Auch sind Entstehen und Vergehen, Dauer und Veränderung keine Entitäten, sondern Aspekte bzw. Phasen von solchen, nämlich Prozessen und Ereignissen. Und Prozesse und Ereignisse sind nicht selbst Entitäten, sondern formale Ausdrücke zur Klassifizierung von solchen etc. etc. Instrument der Klärung von Missverständnissen bezüglich der Zeit ist die Sprache bei Wittgenstein beispielsweise in dem ohne Vorbild innovativen Nachweis, dass sich die grundlegenden Ausdrücke für zeitliche Verhältnisse ‚früher vs. später‘, ‚vergangen, gegenwärtig, zukünftig‘ ohne einen Zirkel einführend erklären lassen.⁵³

Richtigkeit der Verwendung und Erfolg in der Verständigung mit Ausdrücken für Zeitliches sind nun hinreichend, hier von Wissen zu reden - von *praktischem* Wissen. Was wir nicht ohne weiteres können, ist, unser Verständnis von Zeit in einen Überblick zu bringen und zusammenhängend darzustellen. Darauf zielt die philosophische Bemühung um Klärung – auf einen Überblick über die unklaren begrifflichen Verhältnisse. (PU Abschnitt 122) Traditionell hat man sich das Ergebnis der Bemühung um Klärung als ‚Wissen des Wissens‘ gedacht, als Überführung der praktisch impliziten Kenntnis in theoretisch explizites Wissen. Kant sprach von transzendentaler *Erkenntnis*. Aber trotz dieses kognitiven Anspruchs für die reflexive Klärung der Philosophie finden sich die genannten, viele abstoßenden Züge der Konzeption Wittgensteins bis auf einen auch bei Kant, so dass sich Wittgensteins Philosophiebegriff als ein im Grunde kantischer erweist. Die *Gegebenheit* von Begriffen, im Beispiel des Zeitbegriffs, bedingt auch bei Kant die *Reflexivität* der Klärung. Auch der *Subjektivismus* findet sich bei Kant, insofern für ihn Philosophie wesentlich *Selbstdenken* war (*K.d.r.V.* B 864 / A 836) und sich die philosophische Problematik ihm in drei Fragen in der grammatisch 1. Person zusammenfasste (*K.d.r.V.* B 833 / A 805). Freilich wird der Charakter dieses Gebrauchs der 1. Person noch genauer zu bestimmen sein. Die Grundverschiedenheit betrifft den (*Non*)*Kognitivismus*: Für Kant war Philosophie wesentlich

53 Vgl. *Eine philosophische Betrachtung*, Abschnitt 54 ff., S. 151 ff. Auf einen Nachweis wie diesen gründe ich mein Urteil, Wittgenstein sei die größte begriffliche Begabung deutscher Sprache seit Kant gewesen. Das wird noch lange nicht hinreichend und allgemein anerkannt – eine lobenswerte Ausnahme ist Tugendhat, *Philosophische Aufsätze*, S. 265 f.

Erkenntnis aus Begriffen (im Kontrast zur mathematischen Erkenntnis aus der Konstruktion von Begriffen – vgl. dazu PU Abschnitt 125), für Wittgenstein trägt die Philosophie nicht zum menschlichen Wissen bei, sondern zu menschlichen Verstehen, das Wissen und Nichtwissen voraus liegt. Wittgenstein stellte den Kantischen Fragen ‚Was kann ich wissen?‘, ‚Was soll ich tun?‘, ‚Was darf ich hoffen?‘ gleichsam die Frage voraus, ‚Was verstehe ich überhaupt, und wie verstehe ich, was ich verstehe?‘ Seine Methode beruht „im wesentlichen ...(auf dem) Übergang von der Frage nach der *Wahrheit*“, auf die Erkenntnis zielt, „zur Frage nach dem *Sinn*“, dem das Verstehen korrespondiert⁵⁴. Aber sogar hier ist der Unterschied zwischen beiden nur graduell, denn Kant bezeichnet die philosophische „Erkenntnis a priori“ gelegentlich auch – sprachlich richtiger⁵⁵ – als „Einsicht“ (*K.d.r.V.* B 788/ A 760). Was Kant von Wittgenstein letztlich unterscheidet, ist das Vertrauen in die Möglichkeit eines objektiven Systems aufgrund der internen Verfassung unserer Begriffe. Ist doch sein „Schulbegriff“ der Philosophie der von „einem System der Erkenntnis, die nur als Wissenschaft gesucht wird, ohne mehr als die systematische Einheit dieses Wissens, mithin die logische Vollkommenheit der Erkenntnis zum Zwecke zu haben.“ (*K.d.r.V.* B 866/A 838).

An diesem Punkt wird Wittgensteins methodisch traditioneller Philosophiebegriff der reflexiven begrifflichen Klärung auf dem Wege des Nachdenkens, des ‚Besinnens‘ (*PU* 89 b) über „die Art der Aussagen, die wir über die Erscheinungen machen“ (*PU* 90), revolutionär und trennt sich von Kant, weil er zu der Ansicht kam, dass auch die Klärung praktisch impliziten Wissens *praktisches* Wissen bleibt, trotz seiner Form in auch assertorisch gebrauchten indikativen Sätzen nicht zu *theoretischem Wissen* führt. Denn, was wir klären, wenn wir unsere Begriffe klären, sind die *Regeln* der Verwendung der diese Begriffe ausdrückenden Wörter. Regeln aber sind Sätze, die ein Tun anzuleiten oder mindestens zu kritisieren geeignet sind, also *praktische* Sätze. (Und auch die Regelklärungen der Philosophie bleiben praktische Sätze, nämlich *Vorschläge* zum – besseren – Verständnis.) Die Fertigkeit, zu der die Praxis der Begriffsklärung führt, ist die zur Auflösung von begrifflichen Problemen durch die Klarlegung von Verwirrung beseitigenden Regeln.

Das Argument für den nicht kognitiven Charakter der reflexiven Begriffsklärung ist folgendes: Regeln sind keine Aussagen. Semantisch zeigt das ein Nachweis der Redundanz von Regelformulierungen. „Wenn man eine Regel, ein Wort des Satzes betreffend, dem Satz beifügt, so ändert sich sein Sinn nicht.“ (*Z* 321). Wenn ich z. B. einer Maßangabe für einen Tisch, an dem ich sitze – „der Tisch ist 3 m lang“ – eine ostensive Definition, also Regel, der Maßeinheit

54 *WA I*, 177.

55 Denn die deutsche Partikel ‚Er-‘ = ‚aus‘ indiziert unabhängige Voraussetzungen, die für reflexive Einsicht gerade nicht bestehen. Vgl. Grimm, *Deutsches Wörterbuch* Bd. 3, Spalte 603 f.

hinzufüge – „und dies ist 1 m“ (verbunden mit der gestischen Andeutung der Einheitsstrecke) – dann habe ich nur *gesagt*, dass der Tisch 3 m lang ist. Die angefügte Regel („und dies ist 1 m“) beschreibt nur den Symbolismus, den ich schon verwendet habe.– Ein gehaltvolleres Beispiel: Kants synthetisch-apriorische Erkenntnis z.B., dass jedes Ereignis eine Ursache hat, ist für Wittgenstein eine Regel empirischer Forschung, der zufolge es bei jedem Ereignis *sinnvoll* ist, nach seiner Ursache zu fragen. Die Regel garantiert den Sinn der Frage, aber nicht die Möglichkeit einer Antwort in jedem Fall (das genau aber sollte/ würde der *Erkenntnis*charakter philosophischer Einsicht gewährleisten). Wenn wir bei Untersuchung eines konkreten Falls nach allen Regeln der Künste keine Ursache entdecken können, neigen wir, wenn wir an den Erkenntnischarakter unserer apriorischen Sätze glauben, dazu zu sagen: „Aber es *muss* doch eine Ursache gegeben haben, auch wenn wir sie nicht gefunden haben.“ Was wir damit tun, ist nach Wittgenstein lediglich: Wir bekennen uns zu einer Darstellungsform. Denn welchen Grund könnten wir unter den angenommenen Umständen noch für das ‚*muss*‘ in unserem trotzigem Fazit anführen – doch nur den Satz, dessen bestimmte Deutung (als allgemein gültige Gesetzesaussage) uns in die Schwierigkeit bringt: dass jedes Ereignis eine Ursache hat. Ein solches *Bekennen* zur kausalen Darstellungsform ist keine *Erkenntnis* und doch rational – man gibt nämlich eine erfolgreiche Methode nicht auf, wenn sie manchmal versagt und nicht überall anwendbar ist. Aber für die Sicherung der Rationalität solcher Verfahrensweise muss man die Methode nicht zum Wesen der Dinge erklären, nicht einmal zum Wesen unserer Auffassung vom Wesen der Dinge.

Insofern er eine solche pragmatische Sicht impliziert, ist Wittgensteins Philosophiebegriff ‚nicht kognitiv‘: Philosophie trägt für ihn nicht zum menschlichen (theoretischen) Wissen höherer, apriorischer Wahrheiten bei, sondern zum menschlichen Verständnis der Regeln mundanen Sprechens.⁵⁶ Die vielfältig kritisierte therapeutische Selbstbeschränkung der philosophischen Begriffsklärung bei Wittgenstein (*PU* 255: „Der Philosoph behandelt eine Frage; wie eine Krankheit.“) ist nur *eine* mögliche Folgerung aus dem nicht kognitiven Charakter der philosophischen Begriffsklärung.

Die in der therapeutischen Selbstbeschränkung liegende dialogische Verankerung dialektischer Klärung und Kritik des Sinns hat dabei zur zusätzlichen Stütze eine Auffassung zu einem Erfordernis für philosophische Klärungen, das wiederum Kant und Wittgenstein gemeinsam ist.

56 „Wenn man in der Philosophie fragt: ‚was ist - z.B. - Substanz?‘, so wird um eine Regel gebeten. Eine allgemeine Regel, die für das Wort ‚Substanz‘ gilt, d.h.: nach welcher ich zu spielen *entschlossen bin*.“ (BT 415 d). Die Hervorhebung von mir im Nachsatz hebt den *praktischen* Charakter der begrifflichen Klärung hervor, wie auch folgende Notiz: „Ein philosophisches Problem könnte man immer so ausdrücken: kann man den Symbolismus verwenden? Und die verschiedenen Annahmen, zu denen man kommt, drücken sich daher immer in soviel verschiedenen Symbolismen aus. – Insofern könnte man den Philosophen auch Sprachschöpfer nennen.“ WA I, 74.

Kant besteht darauf, es sei nicht genug, „dass ein jeder Zweifel nur beantwortet werde; – man muss ihn auch *auflösen*, das heißt: begreiflich machen, wie der Skrupel entstanden ist. Geschieht dies nicht: so wird der Zweifel bloß *abgewiesen*, aber nicht *aufgehoben*; – der Same des Zweifels bleibt dann immer noch übrig.“ (*Logik* A 129 f.) Im gleichen Sinn schreibt Wittgenstein: „Man muss beim Irrtum ansetzen und ihn in Wahrheit überführen. D.h. man muss die Quelle des Irrtums aufdecken, sonst nützt das Hören der Wahrheit nichts. Sie kann nicht eindringen, wenn etwas anderes ihren Platz einnimmt.“ (*GB* 29) Und gegen die Illusion der *absoluten* Subjektivität, einer kontextfreien Selbstmächtigkeit des Subjekts der Reflexion, das sich der dialogischen Verankerung überhoben wähnt, hat Wittgenstein als Antidot die einfache grammatische Beobachtung parat, dass das Verb ‚denken‘, anders als Verben, deren Gebrauch mit ihm über gewisse Strecken parallel gehen (z.B. ‚überlegen‘), keine 1. Person Präsens hat, jedenfalls keine, die analog wäre zur 1. Person Präsens bei anderen psychologischen Ausdrücken (bei denen sie einen aktuellen Zustand oder Vollzug zugleich bezeichnet *und* ausdrückt – z.B. ‚ich habe Schmerzen‘). (*BPP* II, 12, 231)

Auf der Praxisverankerung der Begriffsklärung im regelmäßigen Handeln beim Gebrauch der Sprache, beruht auch, – und das ist neben dem semantischen Argument aus dem Charakter von Regeln, keine Aussagen zu sein, und der Argumentation gegen ein absolutes Subjekt der Reflexion als Bezugspunkt reflexiver begrifflicher Klärung die dritte Stütze der nicht kognitiven Auffassung, dass Wittgenstein schließlich eine Form der Ineffabilitätsthese für praktisches Wissen beibehalten hat, die nach der Platon-Interpretation von Wolfgang Wieland schon Platon zu seiner Schriftkritik und den Strategien der indirekten Mitteilung begrifflicher Einsichten durch Dialoge und ihre Regie, die Erfindung von Mythen etc. gebracht hat.⁵⁷ In seiner ersten Philosophie in *LPA* hatte Wittgenstein die Ineffabilitätsthese mit der Bildtheorie des Satzes und der Bedeutung ganz anders begründet. In der letzten Schrift *Über Gewissheit* aber heißt es: „Komme ich nicht immer mehr und mehr dahin zu sagen, dass sich die Logik am Schluss nicht beschreiben lasse? Du musst die Praxis der Sprache ansehen, dann siehst du sie.“ (*ÜG* 501)⁵⁸ Jetzt beruht die Ineffabilität auf der Unerschöpflichkeit der Fähigkeiten, auf denen die Praxis des Sprechens und der Verständigung beruht und die Ineffabilitätsthese bleibt dabei selbst ineffabel. (Dazu gleich mehr.)

57 Vgl. Wolfgang Wieland: *Platon und die Formen des Wissens*, Göttingen²1999, 37 f., 164 f. u. ö.

58 Das bestreiten rationalistischen Wittgenstein-Interpreten wie Hanjo Glock und sein Lehrer Peter Hacker, weil Wittgenstein in anderen Kontext gegen weit gehende Verallgemeinerungen sagt, es klinge ihm alles zu sehr nach *LPA* (*ÜG* 321). Die hier gezogene Verbindung partieller Ineffabilität praktischer Fähigkeiten mit dem Praxischarakter des Sprechens der Sprache steht in *ÜG* auf unbezweifelbaren Grundlagen – dass Tatsachen des (auch sprachlich) so-und-so Handelns in das Fundament der Sprachspiele eingehen, beruht darauf, dass das Sprachspiel „etwas Unvorhersehbares ist. Ich meine: Es ist nicht begründet. Nicht vernünftig (oder unvernünftig). – Es steht da – wie unser Leben.“ (*ÜG* 539)

Nun könnte man gegen das Bisherige einwenden: Wir können doch zweifellos Aussagen über Regeln formulieren (z.B. „Im Schach ist eine große und eine kleine Rochade möglich. Die große wird vollzogen, indem; die kleine, indem...“). Warum kann die Philosophie nicht in solchen Aussagen über Regeln handeln und so doch kognitiv bleiben?

In der wittgensteinianischen Antwort auf den Einwand greifen, ergänzend zum Nachweis des semantisch redundanten Status von Regeln, zwei Überlegungen ineinander: (1) die reflexive Begriffsklärung führt nicht auf solche Aussagen, sondern als praktische Einsicht auf die Regeln selber. Interessanterweise macht Wittgenstein für den praktisch bleibenden Charakter der philosophischen Einsicht ein Regressargument geltend, das zuerst Kants selbst verwendet hat – bezüglich der Unmöglichkeit von Regeln für die Urteilskraft, deren Mangel eigentlich das sei, was man Dummheit nenne. Wittgenstein hat dieses Argument auf das Problem der Bedeutung oder des Sinns übertragen, um zu zeigen, dass Deutungen, Interpretationen, die Bedeutung nicht allein bestimmen können (PU Abschnitt 201). In seiner spätesten Form ist es so resümiert: „Ich kann nicht beschreiben, wie eine Regel (allgemein) zu verwenden ist, als indem ich die lehre, abrichte, eine Regel zu verwenden.“ (Zettel 318) Die Abrichtung aber geschieht durch Beispiele, die auch für Kant der „Gängelwagen der Urteilskraft“ (*K.d.r.V.* B 173 f.) waren: „Um eine Praxis festzulegen, genügen nicht Regeln, sondern man braucht Beispiele. Unsere Regeln lassen Hintertüren offen, und die Praxis muss für sich selbst sprechen.“ (ÜG 139) Wegen dieser Verankerung normativen Sprachgebrauchs in faktischer Praxis sind Erklärungen von Bedeutungen und also auch Begriffsklärungen in der Philosophie strukturell begrenzt darin, dass sie schließlich in Lehre/Unterricht oder Abrichtung enden und darin praktisch bleiben müssen.

(2) Jedenfalls ist das dann der Fall, – das ist die zweite ergänzende Überlegung zur Stützung der nicht kognitiven Auffassung – wenn sich das Subjekt der Reflexion in der Philosophie, das ‚ich denke‘, nicht aus seinem Zusammenhang mit einem ‚du‘, dem auf es anwendbaren ‚er‘ oder ‚sie‘ und dem Ich und Du verbindenden ‚wir‘ lösen und sich kontextfrei der Welt im ganzen *und* seinem Verständnis von ihr gegenüberstellen kann. Das zu können meinen heute zwar wieder anti-wittgensteinianische, cartesianische Philosophen wie Thomas Nagel und Bernard Williams und, in Deutschland, z.B. Dieter Henrich. Wittgenstein aber hat auch wegen des Dialog-bezogen bleibenden Verständnisses des Subjekts philosophischer Reflexion gesagt, er schreibe beinahe immer Selbstgespräche – und das erläutert, es seien Dinge, die er sich unter *vier* Augen sagen (*VB* 560, 1948). Das zweite Augenpaar auch im Selbstgespräch gehört meist Wittgensteins früherem

theoretischen Subjekt aus der *Logisch-Philosophischen Abhandlung*. Mit ihm führt er wirkliche Dialoge, die (Selbst-)Belehrungen, Erinnerungen im Sinne von Ermahnungen zum nicht metaphysischen Wortgebrauch, enthalten können. Unabhängig von Wittgenstein meint der Selbstgesprächscharakter philosophischer Klärungen, dass sich das Reflexionssubjekt nicht aus seinem Zusammenhang mit einem ‚du‘ und dem auf es anwendbaren ‚er‘ lösen kann.

Auf den genannten drei Gründen beruht die bei Wittgenstein gegenüber Kant abweichende epistemische Bewertung der Ergebnisse der Philosophie – nicht Erkenntnis, sondern praktisch bleibendes Wissen (die Fähigkeit zur Auflösung von begrifflichen Problemen und Missverständnissen). Die Gründe sind: der semantisch redundante Status von Regeln, der Praxischarakter der Regelverwendungen und die partielle Ineffabilität der Fähigkeiten, auf denen sie beruhen. Sie begründen auch Wittgensteins therapeutische Selbstbeschränkung der Begriffsklärung und seine Skepsis gegenüber der Möglichkeit eines philosophischen Systems. Er muss es seiner Sinn klärenden Methode gemäß für eine empirische Frage halten, in welchem Ausmaß unsere Begriffe systematisch verfasst sind – im Reden über raumzeitliche Gegenstände sind sie sicher stärker vernetzt als z.B. im Sprachspiel des psychologischen Verstehens oder gar dem der ästhetischen Bewertung.⁵⁹

Wie hängen diese *Erinnerungen* (vgl. PU Abschnitt 127) an den Philosophiebegriff nun zusammen mit dem Diktum, Philosophie dürfte man eigentlich nur dichten? Es handelt sich bei der Bemerkung nicht um eine zum Verhältnis von Philosophie und Dichtung. Vielmehr gilt von ihr, was Wittgenstein in der *LPA* ganz allgemein von verneinenden Sätzen sagt: Der verneinende Satz bestimmt einen logischen Ort mit Hilfe des logischen Ortes des verneinten Satzes, indem er jenen als außerhalb diesem liegend beschreibt. (4.0641). Das verneinende Moment in Wittgensteins Diktum liegt im Irrealität indizierenden Konjunktiv II. Der Satz sagt etwas Begrenzendes über die Philosophie und nimmt dabei einen Gesichtspunkt außerhalb der Philosophie ein – eben den der Dichtung. Insofern legt es sich nahe, sich den Satz als Folgesatz eines irrealen Konditionalsatzes zu denken. In Wittgensteins Kontext sind zu ihm verschiedene Vordersätze möglich, insofern ist der Satz eine ‚Zusammenfassung‘ seiner Stellung zur Philosophie. Ich erörtere im Folgenden, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, drei Möglichkeiten

59 Diese Skepsis gegenüber einem wissenschaftlichen System der reflexiv geklärten Begriffe ist etwas, was die akademische Philosophie seit P.F. Strawsons Rezension der *PU* in *Mind* 1954 übel genommen hat und was die Konzeption der deskriptiven Metaphysik, der Bedeutungstheorien für natürliche Sprachen, der naturalisierten Erkenntnistheorie etc. und im Gegenzug zu letzteren die neuen metaphysischen Entwürfe von Saul Kripke, Thomas Nagel u. a. hervor getrieben hat – man kann bezweifeln, dass das Verständnis der von uns immer noch gebrauchten alltäglichen Begriffe und die Bekämpfung der durch sie nahe gelegten Missverständnisse dadurch irgendwie vorangebracht worden ist.

der Fassung des Vordersatzes.

1. „Wenn man einen Vertreter einer anderen philosophischen Auffassung von der eigenen zwingend überzeugen wollte, dürfte man Philosophie eigentlich nur dichten.“ – Denn Philosophieren ist Ausdruck eines Willens zum Verständnis, das sich unvermeidlichen Missverständnissen – der „Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache“ (PU Abschnitt 109) – abringen muss, die z. T. sogar darauf beruhen, dass man Bestimmtes sehen oder eher nicht sehen will. (vgl. BT 406 a) Das Akzeptieren einer kritischen philosophischen Klärung – auch des Begriffs der Philosophie – setzt insofern eine Umkehr des Willens zum Missverständnis voraus. Um diese zu erreichen, bedarf es u. U. anderer Weisen der Rede als rein argumentierender – z.B. expressiv-evokativer Redeweisen der Dichtung. Zusätzlich beruht die eingeschränkte Reichweite des Argumentierens allgemein auf den Grenzen der Begründbarkeit normativer Erklärungen überhaupt (vgl. PU Abschnitt 217). –

In dieser Hinsicht ist die Beobachtung wichtig, dass die methodisch orientierte reflexive begriffliche Klärung der Philosophie auf einer vor-theoretischen Funktion der Sprache aufbaut: der Möglichkeit der Bedeutungserklärung. Im elementaren Fall gewährleistet sie, dass man bei auftretendem Un- oder Missverständnis in der Sprache auf andere Weise zu verstehen geben kann, was man hat ursprünglich sagen wollen. Die Verfügbarkeit dieser Sprachfunktion begründet den Anspruch der Sprache, universelles Darstellungsmedium zu sein – sich selbst, ihre eigenen Ausdrücke erklären zu können. Er begründet auch, wie im Abschnitt *Welt* erörtert, einen Universalitätsanspruch der Sprache. Aber die durch die Notwendigkeit von Beispielen begrenzte Reichweite von normativen (Regel-)Erklärungen beschränkt, wenn die Philosophie auf ihnen aufbaut und aufbauen muss, natürlich auch die möglichen Ansprüche der Philosophie, die Bedeutungserklärung methodisch umfassend fortzusetzen. Für die vor-theoretische Sprachfunktion der Bedeutungserklärung ist nämlich konstitutiv, nur in Ausnahmefällen, eben bei auftretendem Un- oder Missverständnis in Funktion treten zu müssen. Und es ist in normativen Kontexten nicht garantiert, dass der Übergang von ‚was manchmal möglich ist, ist auch immer möglich‘ gemacht werden kann (vgl. PU Abschnitt 345) – gerade dafür gibt das Regressargument Kants und Wittgensteins einen Grund an. Wenn Fehler in einem Spiel nicht die Ausnahme bleiben, sondern die Regel werden, ist das Spiel aufgehoben, in dem sie Fehler waren. (PU II xi, S. 573)

Auch diese Überlegung ist bei Wittgenstein im Hintergrund der therapeutischen Selbstbeschränkung der Begriffsklärung auf die Auflösung von Missverständnissen. –

In der von der Ergänzung durch den ersten Vordersatz bestimmten Sicht kann Wittgensteins Diktum die Endlosigkeit der Debatten zwischen philosophischen Schulen beleuchten.

2. „Wenn man durch die reflexive Klärung von Begriffen auch die Fähigkeit zu ihrem der Reflexion voraus liegenden Gebrauch vermitteln wollte, dürfte man Philosophie eigentlich nur dichten.“ – Es ist eine grundsätzliche Schranke reflexiver begrifflicher Klärung wie jeder Art von Beschreibung und Explikation einer Fähigkeit ist, dass sie *nicht allgemein* dazu dienen kann, das Geklärte zu lehren (im Sinne von ‚die Verfügung darüber allererst zu vermitteln‘ vgl. Z 318) – nur bei beträchtlichen begrifflichen Voraussetzungen ist auch ein solch abkürzendes Lehren durch bloße Beschreibung möglich. Das ist in der pädagogischen Einsicht ausgedrückt, ein bisschen Übung sei stets mehr wert ist als noch so viele (verbale) Belehrungen.⁶⁰ Wenn man nun das Unmögliche wollte – eine begriffliche Fähigkeit *ab ovo* durch eine objektivierte Darstellung vermitteln –, dann dürfte man Philosophie eigentlich nur dichten. Und man könnte dies trotz aller Einwände tun zu können wünschen, wenn man das verstrickt Sein und -Bleiben in philosophische Unklarheiten und auf deren Auflösung gerichtete Überlegungen für unproduktiv hielte und ihnen ein für allemal nicht nur entkommen, sondern ein Ende bereiten wollte. Dass das keine fiktive Motivationslage ist, bezeugen die wiederholten Versuche in der Geschichte der Philosophie, mit einer Darstellung einer Philosophie anderen Weisen des Philosophierens, z.B. metaphysischen, ein Ende bereitet haben zu wollen. Kants Kritik der Schulmetaphysik und Wittgensteins *LPA* sind dafür Beispiele, auch der sprachliche Konstruktivismus der Erlanger Schule von Paul Lorenzen war von solchen Motiven bestimmt.

3. „Wenn man ein vollständiges Bild vom gesamten Kontext thematisierter begrifflicher Fähigkeiten, von einem Ganzen des Verstehens geben wollte, dürfte man Philosophie eigentlich nur dichten.“ – Der Gedanke eines extensiven Ganzen des Verstehens, mit Kant gesprochen: eines Systems des Verstandes oder der Verstandesbegriffe, scheint ganz nahe liegend und für eine methodische Ausübung der reflexiven Klärung auch ganz unvermeidlich. Wenn man ihm nachgibt, verdrängt man aber, dass sich die reflexive begriffliche Klärung auf hoch komplexe Fähigkeiten richtet, die durch die Verfügung über Sprache gegebenen Fähigkeiten zu verstehen. Für solche Fähigkeiten, Fälle praktischen Wissens, ist es wesentlich, gegenüber ihren einzelnen Ausübungen transzendent zu bleiben. Denn einerseits ist eine Fähigkeit in keiner Menge von Ausübungsfällen

60 Vgl. Z 419: „Die Grundlage jeder Erziehung ist die Abrichtung. (Das sollten Erzieher bedenken.)“

erschöpft – das ist der Sinn, von einer Fähigkeit und nicht z.B. von einem bloßen Programm (in dem durch den Gebrauch von elektronischen Rechnern eingeführten Sinn) zu reden. Jemand hat eine Fähigkeit als praktisches Wissen, wenn er sich auch mit neuen und unvorhergesehenen Problemen zurechtfindet. Andererseits gilt der Schluss *ab esse ad posse* für Fähigkeiten nicht uneingeschränkt – ein einzelner Ausübungsfall spricht noch nicht für das Vorhandensein der Fähigkeit; wie vieler Ausübungsfälle es aber bedarf, um davon sprechen zu können, ist keine klare Frage, die eine allgemeine Antwort erlaubte. (vgl. PU Abschnitt 145 b)

Die Ausübungstranszendenz ist das für mein Interesse wichtigste von drei Merkmalen des Wissens, die eine neuere Analyse dieses Begriffs vorgeschlagen hat.⁶¹ Die beiden anderen Merkmale sind Vielseitigkeit und Rationalität – Vielseitigkeit: im Unterschied zu physischen Dispositionen sind Fähigkeiten von der Art praktischen Wissens nicht nutzlos, wenn der übliche Weg ihrer Wirksamkeit blockiert sein sollte. Z. B. kann jemand, der weiß, wie man schwimmt, auch wenn er selbst physisch dazu nicht mehr in der Lage ist (z.B. gelähmt im Rollstuhl sitzt), immer noch Schwimmunterricht erteilen. Und Rationalität: Was immer man weiß, kann einen Grund haben und kann Grund für etwas sein, gehört in den von Wilfrid Sellars so genannten ‚Raum der Gründe‘.

Die von diesen Merkmalen her entwickelte Analyse des Wissensbegriffs ist eine funktionale: Sie geht von der Frage aus, wozu der Wissensbegriff für uns gut ist. Diese Wendung der Fragestellung führt zu einer Revision einer zur Orthodoxie eingeschliffenen Meinung – bei der Unterscheidung zwischen theoretischen *Wissen, dass...* und praktischem *Wissen, wie...* handele es sich um zwei verschiedene Begriffe und nicht um zwei verschiedene Charakterisierungen von (immer komplex verfassten Zuständen von) Wissen. Im Gebrauch welcher Form von Charakterisierung von Wissen auch immer handelt es sich bei der Zuschreibung von Wissen jedoch darum „to flag approved informants“ (‚ausgewiesene Informanten zu kennzeichnen‘ – Craig). Der Akzent auf Information und Unterrichtung ist umstritten – wenn man einen kundigen Klempner sucht, will man nicht unbedingt selber klempnern lernen (Moore S. 174). Aber es bleibt bei einer Verbindung zwischen Wissen und verlässlichem sich Auskennen in einem Bereich. Für Einzelheiten und weit reichende Perspektiven einer solchen Analyse des Wissens verweise ich auf Moore.

Die philosophische Vorstellung der reflexiven Klärung eines Ganzen des Verstehens, das methodisch expliziert werden könnte, ist die Vorstellung, man könnte der Unerschöpflichkeit der

61 Zu dieser Analyse wirken eine Reihe von Philosophen zusammen, nach frühen Hinweisen bei David Pears u. a. hat Edward Craig „The practical explication of Knowledge“ vorgeschlagen. Ich habe die Analyse im Kapitel 8 eines Buches von Adrian Moore, *Points of View* (Oxford 1997) kennen gelernt.

Fähigkeit auf dem Wege einer ausführlichen und gleichwohl abkürzenden (weil die tatsächliche Erwerbung, Einübung und Gebrauch der Fähigkeit ersparenden) Beschreibung gleichsam zuvorkommen. Denn man wird nicht beanspruchen wollen, die Fähigkeit auf dem Wege reflexiver Klärung *erklären* zu können (das wäre der Münchhausen-Trick, sich am eigenen Schopfe aus dem Sumpf zu ziehen); und wenn man etwa beansprucht, wie beispielsweise Michael Dummett für eine Bedeutungstheorie des von ihm intendierten Typs, man gebe nur die ‚theoretical representation‘ der Fähigkeit des Sprachverstehens, bedarf man eines Kriteriums der Vollständigkeit. Sehr lehrreich ist in diesem Betracht der einzige mir bekannte ausführliche Versuch der Entwicklung einer solchen Bedeutungstheorie – Robert Brandoms *Making it Explicit*. Er findet ein Kriterium der Vollständigkeit für seine Darstellung unseres logischen Vokabulars darin, dass sie analog zu Freges *Begriffsschrift* ein expressives Gleichgewicht erreicht, d. h. die reflexiv klärende Beschreibung der Sprache bis zu dem Punkt treibt, an dem die (mögliche) Einführung des Vokabulars der Theorie selber verständlich gemacht werden kann. Das ist eine sprachphilosophische Wiederholung der idealistischen Ideen über das System als einen sich zum Kreis (von Kreisen) schlingenden selbst-explikativen Verstehenszusammenhang.

Aber auch eingeholte Voraussetzungen bleiben doch gewählte, wie immer durch Einholung plausibilisierte und gestützte Voraussetzungen, zu denen prinzipiell Alternativen denkbar sind. Immer gibt es zumindest die Alternative, keine solchen Voraussetzungen zum Zwecke von Systembildung zu machen und stattdessen andere, sich z.B. durch größere Kommunikativität empfehlende Explikationsformen zu verfolgen. Die Vorstellung einer theoretischen Darstellung der gesamten Sprachfähigkeit, in diesem Sinne: eines Systems der Sprache (der Begriffe), ist eine Chimäre. Anders als Dichtungen und ihre Themen geben die Verstehensfähigkeiten, auf deren reflexive Klärung sich philosophisches Verstehen richtet, kein Bild eines Ganzen. Sie sind sie vielmehr nur die Mittel, Bilder von Zusammenhängen zu entwerfen, und selbst sind die Mittel nicht, wie darstellende Bilder es sind, einer Wirklichkeit verantwortlich (sondern nur ihrem Nutzen, d.h. der Möglichkeit ihrer erfolgreichen Benutzung).⁶² Tatsächlich sind auch die Ganzheiten von Verstehen, die uns historisch erklärt worden sind, Systeme der Philosophie wie Kants Metaphysik der Erfahrung und Strawsons *Individuals*,⁶³ relativ auf kontingente Fragestellungen und Interessen gewesen, und oft, selbst eingestanden und erkennbar, nur Teile dessen, was man gerne geklärt sähe.

62 Die alternative Idee einer rekursiven Theorie für alle Sätze der Sprache, die das sprachphilosophische Paradigma von Donald Davidson bestimmt, macht die für formale Kalküle mit endlichem Vokabular und klar spezifizierbaren Formationsregeln sinnvolle Voraussetzung einer abgeschlossenen bzw. abschließbaren Gesamtheit der Sätze einer Sprache, die für eine natürliche Sprache *prinzipiell uneinholbar* bleibt und daher *sinnlos* ist.

63 P.F. Strawson: *Einzelding und logisches Subjekt (Individuals)*, übers. v. F. Scholz, Stuttgart 1972. (Engl. 1959)

Die Einsicht darein, dass es nicht nur keines Systems im Sinne einer Explikation des Ganzen unseres Verstehens bedarf, um begriffliche Verwirrungen aufzulösen, sondern dass die Vorstellung der Möglichkeit eines solchen eine Chimäre ist, ist jene „eigentliche Entdeckung“, von der Wittgenstein am Ende seines Philosophiekapitels in PU schreibt, dass sie ihn „fähig macht, das Philosophieren abubrechen, wann ich will. – Die die Philosophie zur Ruhe bringt, so dass sie nicht mehr von Fragen gepeitscht wird, die *sie selbst* in Frage stellen.“ (PU 133) Das ist angesichts der scheinbaren Unvermeidlichkeit des Systemgedankens für die methodische Ausübung der begrifflichen Klärung auch eine schmerzliche Einsicht, denn sie relativiert nicht nur die Reichweite, sondern die Relevanz des Philosophierens. Wittgenstein, der begriffliche Klarheit als Selbstzweck verfolgt hat (VB 459, 1930), hat diese Einsicht so ausgedrückt:

„Die philosophische Unklarheit ist quälend. Sie wird als beschämend empfunden. Man fühlt: man kennt sich nicht aus, wo man sich auskennen *sollte*. Und dabei *ist* es doch nicht so. Wir können sehr wohl leben ohne diese Unterscheidungen, auch ohne sich hier auszukennen.“ (BüF III. 33) ⁶⁴

Wollte man wirklich tun, was einem der Gedanke der methodischen Explikation des Ganzen unseres Verstehens als unvermeidliches Ziel vorspiegelt, dann dürfte man Philosophie eigentlich nur dichten. Denn nur an Dichtungen haben wir Modelle dafür, dass uns das Bild eines Ganzen von Verstehen und Verständlichem vor Augen gestellt wird. Wittgenstein hat seine reflexiv-klärende Philosophieauffassung auch deshalb therapeutisch beschränkt, weil er in seiner *Logisch-Philosophischen Abhandlung* selbst ein System – eine systematische *Theorie über alles* – entwickelt und dessen Aporien einzusehen gelernt hatte. Auch nach Destruktion des Systems hat er wohl noch ein Ganzes im Blick, aber auf den Versuch seiner expliziten Formulierung hält er für unmöglich und verzichtet daher darauf.⁶⁵ Dort, wo er ausdrücklich sagt, dass unsere

64 In der Geschichte des Systemdenkens und seiner Kritik haben Kritiker wie die französischen Enzyklopädisten d'Alembert und Condillac den ‚esprit systématique‘ dem ‚esprit de système‘ kontrastiert, um zu verdeutlichen, dass es Methodizität ohne System geben kann. d'Alembert hat zwar vom Physiker gesprochen, aber (wegen des damaligen Sprachgebrauchs, die Physik als Naturphilosophie zu bezeichnen) durchaus auch den Philosophen gemeint, wenn er als sein wesentliches Verdienst bezeichnete, dass er systematischen Geist habe, ohne dabei je ein System zu machen. Vgl. *HWPph* Bd. 10, Spalte 834.

65 Vgl. VB 459, 1930: „Jeder Satz, den ich schreibe, meint immer schon das Ganze...“; PU Abschnitt 122: „Die übersichtliche Darstellung vermittelt das Verständnis, welches eben darin besteht, dass wir die ‚Zusammenhänge sehen‘.“ Im Unterschied zu 1930 ist von dem Ganzen nicht mehr ausdrücklich die Rede, aber der bestimmte Artikel vor ‚Zusammenhänge‘ indiziert nicht nur Bestimmtheit, sondern wohl auch eine Art Abgeschlossenheit.– Zur Unmöglichkeit der expliziten Formulierung des Ganzen: „Immer wieder ist es der Versuch, die Welt in der Sprache abzugrenzen und hervorzuheben – was aber nicht geht. Die Selbstverständlichkeit der Welt drückt sich eben darin aus, dass die Sprache nur sie bedeutet und nur sie bedeuten kann. (–) Denn, da die Sprache die Art ihres Bedeuten erst von ihrer Bedeutung, von der Welt, erhält, so ist keine Sprache denkbar, die nicht diese Welt darstellt.“ (PB V. 47 b) Eine Abgrenzung der Welt in der Sprache wäre natürlich komplementär eine Abgrenzung der (ganzen) Sprache. Die Bemerkung stammt aus Wittgensteins Übergangsphase zur Spätphilosophie und muss im Lichte derselben pragmatisch korrigiert werden. Dann ist die Begrenzung möglicher Bedeutung durch die dargestellte Welt die Begrenzung durch in der Welt (und bei ostensiven Erklärungen: mit Hilfe von Elementen der Welt) mögliche Erklärungen der Bedeutung. Das ist kein empiristisches Vorurteil, sondern eine aus der im Privatsprachenargument

Überzeugungen, d.h. die mittels unserer Begriffe gebildeten Sätze zur Darstellung unserer Erfahrung ein System bilden, macht er ganz klar, dass wir dieses System nicht als ganzes distanzieren und beschreiben können: „Nicht, als ob ich das System dieser Überzeugungen beschreiben könnte. Aber meine Überzeugungen bilden ein System.“ (ÜG 102) Wir können es nicht als ganzes beschreiben, weil es nicht so sehr Ausgangspunkt als Lebelement unserer Argumente ist (ÜG 105). Und eigentlich können wir auch nicht behaupten, dass es dieses System gibt, sondern wir glauben, „dass dieses große Gebäude da ist, und nun sehen wir einmal da ein Eckchen, einmal dort ein Eckchen.“ (ÜG 276) Die Nicht-Distanzierbarkeit des Ganzen der Sprache erklärt auch eine von Wittgenstein empfohlene und befolgte Methode der Bearbeitung von philosophischen Problemen – die der wiederholten Durcharbeitung von verschiedenen Zugängen aus:

„Eine Schwierigkeit mit der Philosophie ist, dass wir keine Übersicht haben. Die Schwierigkeiten, auf die wir stoßen, sind von der Art, wie wir sie mit der Geographie eines Landes haben, für das wir keine Karte haben, oder nur eine Karte isolierter Teilstücke. Das Land, von dem hier die Rede ist, ist die Sprache, und die Geographie ist die Grammatik. Wir können ohne weiteres in dem Lande herumgehen, doch wenn wir gezwungen sind, eine Karte anzufertigen, geraten wir auf Irrwege. Die Landkarte wird verschiedene Straßen aufweisen, die durch ein und dasselbe Land führen und von denen wir jede beliebige nehmen können, aber nicht zwei, genauso wie wir in der Philosophie ein Problem nach dem anderen aufgreifen müssen, obwohl jedes Problem zu einer Vielfalt anderer Probleme führt. Wir müssen warten, bis wir wieder an unseren Ausgangspunkt gelangen, ehe wir zu einem neuen Abschnitt übergehen können, d.h. ehe wir entweder das zuerst angegangene Problem abhandeln oder zu einem anderen übergehen können. In der Philosophie sind die Dinge nicht so einfach, dass wir sagen könnten: ‚Wir wollen einen ungefähren Eindruck gewinnen‘, denn wir kennen das Land ausschließlich durch die Kenntnis der Verbindungen zwischen den Straßen. Deshalb schlage ich die Wiederholung als Mittel vor, einen Überblick über die Verbindungen zu bekommen.“ (*Vorlesungen 1930-1935* 199)

Wenn Übersicht aber nur durch Wiederholung gewonnen wird (sie entspricht der Rolle der Beispiele für die Urteilskraft und das erste Lernen), dann bleibt sie auch der ursprünglichen praktischen Kenntnis der Verbindungen zwischen den Straßen verhaftet, bleibt praktisches und wird nicht theoretisches Wissen von grammatischen Tatsachen.

Alternativ zu Wittgensteins späterer auto-therapeutischer Beschränkung der philosophischen Thematik aufgrund der Unerreichbarkeit eines Systems lassen sich weniger ambitionierte Selbstbeschränkungen denken, die die meisten Produkte der (akademischen) Philosophie ja kennzeichnen. Auch Strategien der indirekten Mitteilung und Darstellung von begrifflichen

nachgewiesen notwendigen Öffentlichkeit von Bedeutung folgende logische Einsicht, dass Bedeutung muss erklärt werden können.

Einsichten, zu denen ich auch die Fülle des vornehmlich die Gedanken anderer Philosophen auslegenden Philosophierens rechnen wollte, gewinnen von daher Verständlichkeit.

Bleibt die Frage: Warum erscheint die Idee der Explikation eines Ganzen von Verstehen unvermeidlich? Meine These: Sie ist ein Korrelat der Reflexionsperspektive der 1. Person selbst, wenn diese ihre Bindung an eine endliche Person und deren spezifische Prägungen vergisst. Das philosophische (,theoretische') Subjekt scheint sich als solches der Welt und seinem Verständnis derselben als ganzem gegenüber zu stellen und fragen zu müssen ,*Was bedeutet das alles?*'⁶⁶

Für den ersten Programmpunkt dieses Abschnitts sind im Rückblick auf die jetzt gegebenen weiteren Erläuterungen zwei Punkte entscheidend: (1) dass das Verständnis der Philosophie Wittgensteins, die sie ausschließlich oder auch nur vornehmlich als Sprachphilosophie auffasst, verengend und verharmlosend ist; (2) dass die therapeutische Selbstbeschränkung der begrifflichen Klärung bei Wittgenstein nur eine der möglichen methodischen Folgerungen aus einem weiter reichenden begrifflichen Punkt sind. Dieser weiter reichende Punkt war, dass es sich bei den begrifflichen Explikationen der Philosophie nicht um theoretisches Wissen handelt, sondern dass diese Klärungen, weil sie auf mögliche Verständigung bezogen, praktisches Wissen bleiben. Diesem Punkt kann auf verschiedene Weise methodisch Rechnung getragen werden, so dass Alternativen zur therapeutischen Selbstbeschränkung der begrifflichen Analyse bei Wittgenstein möglich sind.

Was die Frage angeht, inwiefern die Konzeption kritischen Philosophierens selbst eine Antwort auf die Lebenssinfrage darstellen kann, so ist natürlich klar, dass sie unter Voraussetzung der in modernen Verhältnissen gegebenen Autonomie der Bewertung der Individuen von einzelnen dazu gemacht werden kann. Ferner ist unzweifelhaft, dass Wittgenstein selbst sie dazu gemacht hat. Er hat seine so genannte zweite Philosophie nach dem Wiederbeginn in Cambridge 1929, die in seinem posthum veröffentlichten zweiten Buch *PU* kulminiert, als Selbstkritik seiner ersten, noch metaphysischen Philosophie in *LPA* entwickelt und schließlich auch dargestellt, wenn er auch die Darstellung unter die zusätzliche Bedingung gestellt hat, nicht nur seine Probleme (,meine Magenschmerzen') zu präsentieren, sondern auch und vor allem die Mittel (,if any'), die er schließlich gegen sie gefunden hatte.⁶⁷ Besonders aufschlussreich ist folgender

66 Vgl. die ,ganz kurze Einführung in die Philosophie' unter diesem Titel von Thomas Nagel, Stuttgart ²1993. Wittgenstein müsste an der so gestellten Frage einen mystifizierenden Missbrauch des Begriffs der Bedeutung monieren. Zu Nagel vgl. inzwischen meinen Essay 'Nagel, Wittgenstein und Skeptizismus', <http://emlange.de>.

67 Ich beziehe mich hier auf folgende selbstreflexive Äußerung Wittgensteins: „Ich habe kein Recht, der Öffentlichkeit ein Buch zu geben, worin einfach die Schwierigkeiten, die ich empfinde, ausgedrückt und durchgekaut sind. Denn diese Schwierigkeiten sind zwar für mich interessant, der in ihnen steckt, aber nicht

entwicklungsgeschichtlicher Umstand. Die Konzeption des zweiten Hauptwerks, *PU*, hat sich mehrfach, zum Teil tief greifend geändert, am massivsten als Reaktion auf die gemeinsam mit einem Freund 1943 unternommene erneute Lektüre des ersten Hauptwerks *LPA*, von der Wittgenstein im *Vorwort* 1945 zu den *PU* berichtet, dass sie ihn dazu motiviert habe, *LPA* und *PU* (Teil I) in einem Band zu veröffentlichen zu wollen.⁶⁸ Danach hat Wittgenstein seine sprachphilosophisch ansetzende zweite Philosophie nicht mehr direkt in die Philosophie der Mathematik hinein fortsetzen wollen, sondern mit dem so genannten Privatsprachenargument (PU Abschnitte 243 ff.) in die Philosophie der Psychologie hinein. Dies trug dem Umstand Rechnung, dass die als Bezugspunkt der Kritik im Hintergrund stehende Konzeption der *LPA* selbst einen psychologischen Kern darin hatte, dass sie unterstellte, dem Gebrauch der normalen Sprache liege das Operieren einer Denksprache zugrunde, die im formalen Prädikatenkalkül (ohne Identität) erfasst werde.⁶⁹ Damit wurde der erste Teil des zweiten Philosophie-Buches in *PU* noch konsequenter als Selbstkritik der ersten in *LPA* gefasst. Im *Vorwort* zu *LPA* hatte Wittgenstein die Überzeugung geäußert, die (ihn interessierenden) Probleme der Philosophie (bezüglich der Grundlagen von Logik, Mathematik und Sprache) im Wesentlichen endgültig gelöst zu haben. Im *Vorwort* zu *PU* gesteht er, dass er einzusehen hatte, dass in seiner ersten Philosophie schwere Irrtümer stecken. Mit seiner Denkbewegung wollte er so vor allem ein Beispiel theoretischer Wahrhaftigkeit geben (was angesichts der tiefen Unwahrhaftigkeit des anderen als 'groß' geschätzten Philosophen deutscher Sprache im 20. Jahrhundert, Heideggers⁷⁰, nicht überschätzt werden kann). So erklärt sich auch, dass er trotz seiner methodischen Reorientierung von Wahrheit weg auf Sinn hin sich selbst als „Wahrheitssucher“ charakterisiert sehen wollte.⁷¹

notwendigerweise für die Menschheit. Denn sie sind Eigentümlichkeiten meines Denkens, bedingt durch meinen Werdegang. Sie gehören, sozusagen, in ein Tagebuch, nicht in ein Buch. Und wenn dies Tagebuch auch einmal für jemand interessant sein könnte, so kann ich's doch nicht veröffentlichen. Nicht meine Magenbeschwerden sind interessant, sondern die Mittel – if any – die ich gegen sie gefunden habe.“ (Ms. 136, zit. nach M. Nedo /M. Ranchetti, Hrg., *Wittgenstein – Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 1983, S. 316.)

68 Die Entwicklung der Konzeption kann jetzt anhand der kritisch-genetischen Ausgabe von Joachim Schulte verfolgt werden, die fünf Versionen der *PU* dokumentiert. (Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001). Vgl. die Rezension von E.M. Lange in *PhLA* LV (2002), 1-3.

69 Das ist gezeigt in E.M. Lange: *Ludwig Wittgenstein: Logisch-Philosophische Abhandlung*, Paderborn 1996, Kap. III.

70 Ich habe dieses Verdikt begründet im zweiten Anhang meines Buches *Das verstandene Leben* : <http://emlange.de>.

71 Vgl. den undatierten (vermutlich aus den späten 30er Jahren stammenden Brief an seine Schwester, bei M. Nedo /M. Ranchetti, Hrg., *Wittgenstein – Sein Leben in Bildern und Texten*, a. a. O., S. 292 (meine Hervorhebung): „Du schreibst in Deinem letzten Brief, ich sei ein großer Philosoph. Gewiss ich bin's, und doch möchte ich's von Dir nicht hören. *Nenn mich einen Wahrheitssucher* und ich will's zufrieden sein. Gewiss Du hast recht, jede Eitelkeit ist uns fremd und selbst die abgöttische Verehrung meiner Schüler vermag nichts gegen die Unerbittlichkeit meiner Selbstkritik. Freilich, ich muss es zugeben, meine Größe setzt mich oft selbst in Staunen und kann sie nicht fassen trotz der enormen Größe meines Fassungsvermögens. Aber nun genug der Worte, wo doch Worte nur leer sind gegenüber der Fülle der Dinge. Mögest Du ewig – Dein Ludwig.“ Gerade die merkwürdige Mischung zwischen arrogantem Selbstbewusstsein und Unsicherheit in diesen Zeilen scheint mir für unbedingte Aufrichtigkeit zu zeugen.

Der existenzielle Sinn auch der Verfolgung der kritischen Konzeption der Philosophie bei Wittgenstein lässt sie Charaktere der traditionellen *theoria* annehmen, nicht nur, wie Spaemann richtig bemerkte, in der Phase der *LPA*, in der Wittgenstein schrieb: „Das Leben der Erkenntnis ist das Leben, welches glücklich ist, der Not der Welt zum Trotz.“⁷² Am deutlichsten wird dieser persönliche Sinn der kritischen Philosophie für Wittgenstein im Entwurf eines Vorwortes zu seinem Buch von 1930, wo er auf die kulturelle Stellung reflektiert, in die ihn diese Auffassung der kritischen Philosophiekonzeption bringt:

„Ob ich von dem typischen westlichen Wissenschaftler verstanden oder geschätzt werde, ist mir gleichgültig, weil er den Geist, in dem ich schreibe, doch nicht versteht. Unsere Zivilisation ist durch das Wort ‚Fortschritt‘ charakterisiert. Der Fortschritt ist ihre Form, nicht eine ihre Eigenschaften, dass sie fortschreitet. Sie ist typisch aufbauend. Ihre Tätigkeit ist es, ein immer komplizierteres Gebilde zu konstruieren. Und auch die Klarheit dient doch wieder nur dem Zweck und ist nicht Selbstzweck. Mit dagegen ist die Klarheit, die Durchsichtigkeit, Selbstzweck.

Es interessiert mich nicht, ein Gebäude aufzuführen, sondern die Grundlagen der möglichen Gebäude durchsichtig vor mir zu haben.“ (VB 459)

Klarheit als Selbstzweck, reflexive Durchsichtigkeit der Grundlagen aller möglichen ‚Gebäude‘ – das sind Formeln für den Sinn von Theorie unter Bedingungen der kritischen Philosophie, die sich eines Systems (‚ein Gebäude aufzuführen‘) nicht länger vermögend weiß.

Seine kritische Philosophiekonzeption hat Wittgenstein daher (und wegen des methodischen Übergangs von der Frage nach der Wahrheit zur Frage nach dem Sinn) völlig zu Recht als eine Neuerung in der Geschichte der Philosophie gesehen und insofern als nur einen Erben dessen, was traditionell Philosophie hieß⁷³ und zumeist, auch noch in seinem eigenen ersten Philosophie-Buch,

72 Das Zitat stammt aus den zur Vernichtung bestimmten Tagebüchern, die Vorarbeiten zur *LPA* enthalten – Werkausgabe Bd.1, S. 176; vgl. Spaemann, *Glück und Wohlfühlen*, S. 83 f.

73 G.E. Moore hat (in ‚Wittgenstein's Lectures in 1930-33‘) zuerst davon berichtet, Wittgenstein habe in seinen Vorlesungen 1930 davon gesprochen, seine Konzeption bezeichne eine Wendung („a ‚kink‘“ – ein Knick in einem Draht z.B., aber auch ein Knoten in einem Seil) in der Entwicklung menschlichen Denkens. (Zit. nach: *Philosophical Occasions*, ed. J. Klagge / A. Nordmann, Indianapolis & Cambridge: Hackett, 1993, 113). Die verfügbaren Nachschriften habe das nicht so klar ausgedrückt, aber es heißt z.B. bei Alice Ambrose in der NS 1932-33: „Bei meiner Methode geht es stets darum, auf Fehler in der Sprache hinzuweisen. Das Wort ‚Philosophie‘ werde ich für die Tätigkeit verwenden, bei der solche Fehler bloßgestellt werden. Warum will ich diese Tätigkeit Philosophie nennen, wenn wir auch das, was Platon tat, Philosophie nennen? Vielleicht weil eine bestimmte Ähnlichkeit zwischen ihnen besteht, oder vielleicht aufgrund der ständigen Entwicklung des Fachs. Oder es kann sein, dass diese neue Tätigkeit an die Stelle der alten tritt, weil sie das geistige Unbehagen aus dem Weg räumt, das auch die frühere Tätigkeit beseitigen sollte.“ (*Vorlesungen*, Frankfurt am Main 1984, S. 180 f.)– Die angeführte methodologische Bemerkung über den Übergang von der Frage nach der Wahrheit zur der Frage nach dem Sinn verrät aber eine bestimmtere Auffassung, ebenso wie folgende Bemerkung: „Der Nimbus der Philosophie ist verloren gegangen, denn jetzt haben wir eine Methode des Philosophierens und können von *geschickten* Philosophen sprechen. ...Doch sobald man eine Methode gefunden hat, sind die Möglichkeiten des Ausdrucks der Persönlichkeit entsprechend eingeschränkt. ... und das ist charakteristisch für eine Zeit kulturellen Niedergangs oder ohne Kultur.“ (*Vorlesungen*, S. 43). Dass die Klärungen der kritischen Philosophie die Wichtigkeit der entthronten

Metaphysik war. Deshalb haben seine Erklärungen der Philosophiekonzeption zumeist von vornherein einen gegen Metaphysik gerichteten (selbstkritischen) Zusatz: „Philosophische Untersuchungen: begriffliche Untersuchungen. Das Wesentliche der Metaphysik: dass sie den Unterschied zwischen sachlichen und begrifflichen Untersuchungen verwischt“ (Z 458), also zwischen der Frage nach der Wahrheit (sachliche Untersuchungen) und der Frage nach dem Sinn (begriffliche Untersuchungen) nicht hinreichend unterscheidet. Weil begriffliche Untersuchungen neben dem deskriptiven Aspekt unter der leitenden Frage ‚Wie ist das tatsächlich gespielte Sprachspiel beschaffen, was sind seine Regeln?‘ auch einen normativen und voluntativen Aspekt haben (‚ist es gut und dem Verständnis dienend, wollen wir diesen Sprachgebrauch akzeptieren?‘), ist die Bemerkung über die Philosophie vom Gesichtspunkt der Dichtung aus, die oben ausgelegt wurde, vielschichtiger als ich es zunächst dargestellt habe.

Denn zum einen hat Wittgenstein existenziell wohl bedauert, nicht dichten zu können – insofern an die Bemerkung folgende Fortsetzung geknüpft ist: „Daraus (sc. dass man Philosophie eigentlich nur dichten dürfte) muss sich, scheint mir, ergeben, wie weit mein Denken der Gegenwart, Zukunft, oder der Vergangenheit angehört. Denn ich habe mich damit auch als einen bekannt, der nicht ganz kann, was er zu können wünscht.“ (VB 483, 1933-4) Seine Philosophie charakterisierte (teilweise zu seinem Bedauern) „das *Undichterische*, unmittelbar auf's Konkrete gehende“ (WA III, 109 c). Aber das war für ihn im Sinne konsequenter Selbstkritik in Kauf zu nehmen: Denn die zentrale psychologische Annahme seiner frühen Konzeption – die der Denksprache hinter der gesprochenen Sprache – war etwas, was durch die Rede vom *Vorgang* des Denkens oder Verstehens zum Konkreten hinzugeschrieben worden war⁷⁴: „Es ist schwer in der Philosophie nichts hinzu zu dichten und nur die Wahrheit zu sagen.“ (WA III, 178 i) Gleichwohl hat auch die kritische Sichtung des normalen Sprechens durch die Philosophie wegen der Absicht, sich den Verstand nicht durch Täuschungen aus der schulgrammatischen Oberfläche der Sprache verhexen zu lassen (PU Abschnitt 109) und des darin liegenden normativen Aspekt etwas Sprachschöpferisches und insofern dem Dichterischen Verwandtes: „Ein philosophisches Problem könnte man immer so ausdrücken: kann man den Symbolismus verwenden? Und die verschiedenen Annahmen, zu denen man kommt, drücken sich daher immer in soviel

metaphysischen Überzeugungen übernehmen, hat ja sogar in *PU* Eingang gefunden (Abschnitt 118; vgl. BT 411 b-c, Vorgänger-Bemerkungen zu PU Abschnitt 116b).

74 Vgl.: „Die Frage ist nämlich /aber/: ist alles was ich hier treibe nicht Mythologie? Dichte ich nicht zu dem Offenbaren dazu? Wenn ich nämlich von dem Vorgang rede der beim Verstehen (verständnisvollen Aussprechen oder Hören) des Satzes vor sich geht.“ (WA Bd. 3, S. 218)- Das vorhergehende Zitat ebd. S. 109. Auf das darin genannte Sprachschöpferische bezieht sich wohl auch folgende späte Notiz: „O, warum ist mir zumute, als schriebe ich ein Gedicht, wenn ich Philosophie schreibe? Es ist hier, wie wenn hier etwas Kleines wäre, was eine herrliche Bedeutung hat. Wie ein Blatt, oder eine Blume.“ (Ms 133, 31.10. 1946. zit. nach M. Nedo /M. Ranchetti, Hrg., *Wittgenstein – Sein Leben in Bildern und Texten*, aaO, S. 316)

verschiedenen Symbolismen aus. – Insofern könnte man den Philosophen auch Sprachschöpfer nennen.“ (WA I, 74 c-d).

Unabhängig von Wittgensteins persönlichen Motiven zum kritischen Philosophieren hat er auch in gelegentlichen Bemerkungen auf Voraussetzungen und Folgen davon hingewiesen, diese Tätigkeit zum eigentlichen Lebensinhalt zu machen. Zu den Voraussetzungen äußern sich zwei Bemerkungen im Philosophie-Kapitel des *Big Typescript*: „Die Fähigkeit /Veranlagung/ zur Philosophie besteht /liegt/ in der Fähigkeit /Empfänglichkeit/, von einer Tatsache der Grammatik einen starken und nachhaltigen Eindruck zu empfangen.“ (BT 422 c) Und diese besondere Fähigkeit muss sich dem Bestreben unterordnen, das eigene Verstehen und die eigene Argumentation übersichtlich und durchsichtig werden zu lassen: „Die Menschen, welche kein Bedürfnis nach Durchsichtigkeit ihrer Argumentation haben, sind für die Philosophie verloren.“ (BT 421 e) Der Preis für diese Disziplinierung der Empfänglichkeit für sprachliche Eindrücke ist der Verzicht auf die Faszination durch Inhaltliches:

„Wenn ich ‚have done with the world‘, so habe ich eine amorphe (durchsichtige) Masse geschaffen, und die Welt mit ihrer ganzen Vielfältigkeit bleibt, wie eine uninteressante Gerümpelkammer, links liegen. (–) Oder vielleicht richtiger: das ganze Resultat der Arbeit ist das Linksliegenlassen der Welt. (Das In-die-Rümpelkammer-werfen der ganzen Welt).“ (VB 462) f., 1931)⁷⁵

Das Fazit: Auch die kritische Konzeption der Philosophie kann, wie die metaphysische, unter bestimmten psychologischen Bedingungen eine Antwort auf die Lebenssinfrage geben. Aber man wird annehmen dürfen, dass diese Bedingungen viel seltener tatsächlich vorliegen als es Leute gibt, die Philosophieren zum Beruf (wie jeden anderen) machen.

75 Im Ursprungskontext (WA III, 154 b-c) geht dieser Bemerkung ein längerer Absatz voraus, der in VB 25 f.(1931) Aufnahme gefunden hat. Als ein Beispiel für die Weite des Denkens eines angeblich bloßen 'Sprachphilosophen' ist die Anführung dieses Textes die geeignete letzte Fußnote zu meinem: „Es gibt Probleme, an die ich nie herankomme, die nicht in meiner Linie oder in meiner Welt liegen. Probleme der abendländischen Gedankenwelt, an die Beethoven (und vielleicht teilweise Goethe) herangekommen ist, und mit denen er gerungen hat, die aber kein Philosoph je angegangen hat (vielleicht ist Nietzsche an ihnen vorbeigekommen). Und vielleicht sind sie für die abendländische Philosophie verloren, d.h., es wird niemand da sein, der den Fortgang der Kultur als Epos empfindet, also beschreiben kann. ...“ Die Fortsetzung der Bemerkung nimmt auf Oswald Spengler Bezug, aber ich habe mich nicht dazu bringen können, bei Spengler nach dem Kontext zu suchen.

